



Attersee Report

Kulturraum

Reinhard Farkas · Dimensionen unserer Heimat

Gerhard Schlüsselberger · Die Ungleichheit der Menschen

Ansgar Sonntag · Hugo von Hofmannsthal oder Schönheit ist reaktionär



Ausgabe Nr. 38 · April 2024



*Dem Menschen wird
von der Tradition
seiner Kultur vorgeschrieben,
was er lernt und wie er lernt.
Vor allem aber werden ihm
scharfe Grenzen dessen gezogen,
was er nicht lernen darf.*

Konrad Lorenz

Coverbild:
Internal Line, Installation von Chiharu Shiota, 2019,
im Rahmen im Rahmen der Programmlinie *Macht und
Tradition – Kultur im Fluss* der Kulturhauptstadt
Salzkammergut 2024

Abbildung auf dieser Seite:
Labyrinth, Installation von Motoi Yamamotoi,
Beitrag zur Ausstellung *sudhaus –
kunst mit salz & wasser*, im Rahmen der
Kulturhauptstadt Salzkammergut 2024

Vorwort

Sehr geehrte Damen und Herren!



Derweil das Salzkammergut ursprünglich lediglich das Gebiet um Bad Ischl und Hallstatt umfasste, erstreckt es sich heute vom Obersee bis zum Laudachsee und vom Steirersee bis zum Obertrumer See. Die Region ist um ein Vielfaches gewachsen. Man meint, es mit einer wunderbaren Landvermehrung zu tun zu haben.



Dabei ist die Realität weit simpler: Läuft es gut, will bald wer dazugehören, und für das Salzkammergut ist es gut gelaufen, vor allem im Tourismus samt seinem Marketing. Der Name „Salzkammergut“ ist eindeutig positiv besetzt. Man verbindet damit seine einmalige Natur, seine stilvolle Tradition, seine Lebensmittel von höchster Qualität und natürlich seine Seen mit ihrer einzigartigen Wasserqualität. Dieser Raum ist homogen. Seine Menschen, Trachten und Bräuche sind sich so ähnlich, als wären sie von einem unsichtbaren Band umschlungen.

Vor diesem Hintergrund lassen mich die jüngst bekannt gewordenen Aktivitäten der ÖVP zur Definition einer „Leitkultur“ ratlos zurück. Es ist offenkundig, dass man dadurch einen weiteren Wählerabfluss zur FPÖ stoppen will, allein das Mittel

wird sich als völlig untauglich erweisen. Eine Kultur – und erst recht eine „Leitkultur“ – lässt sich nicht durch Arbeitsgruppen dekretieren, sondern ist etwas über Generationen hindurch Gewachsenes. Diejenigen, die einige Monate vor der Wahl den Begriff der „Leitkultur“ wie einen Verkaufsslogan vor sich hertragen, sind

in Wahrheit die Repräsentanten einer völlig indifferenten Politik, die nicht davor zurückgeschreckt hat, Neomarxisten in die wichtigsten Staatsämter zu hieven.

Zum anderen beweist die Existenz solch einer Arbeitsgruppe, dass die Einwanderungs- und Integrationspolitik gescheitert ist. Hätte es in den vergangenen Jahrzehnten eine Zuwanderung mit Augenmaß gegeben, müsste man sich heute nicht den Kopf darüber zerbrechen, was unsere Gesellschaft noch ausmacht, beziehungsweise einst ausgemacht hat. Derweil auf dem Land die Strukturen noch intakt erscheinen, sind sie in den Metropolen am Zerbrechen. Zu glauben, all das mit einer Arbeitsgruppe zur Seite wischen zu können, wird sich als fataler Trugschluss erweisen.

Herzlichst Ihr
ParlRat Mag. Norbert Nemeth
Herausgeber

Inhalt



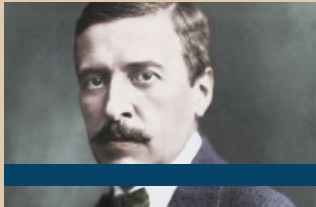
Theorie:

Wissen, wer man ist	6
Dimensionen unserer Heimat	8
Ober gegen Unter	15
Auf in die Sommerfrische!	19
Der Adler im Parlament	26
Rituale	33



Praxis:

Die Ungleichheit der Menschen	34
Vom Nutzen der Kultur für das Leben	40
An der Quelle der Schönheit	47



Feuilleton:

Hugo von Hofmannsthal oder Schönheit ist reaktionär	48
Adharas Stimme	58
Impressum	59

Editorial

Werte Leser!



„Es gehört zu den Spielregeln der Schriftkultur, daß die Absender ihre wirklichen Empfänger nicht vorhersehen können“, bemerkte Peter Sloterdijk in seiner Rede *Regeln für den Menschenpark*, die er als Antwort auf Martin Heideggers *Brief über den Humanismus* verstanden wissen wollte. So geht es wohl auch uns

Nachgeborenen, die wir in einen Kulturraum hineingeworfen sind, mit all seinen „Leitkulturen“, wie man heute wieder sagt, jedenfalls mit einem zunehmend herausfordernden Gewirr an Kultursträngen, von denen immer weniger klar ist, wie man sie in einer multikulturellen Ära zu einem sinnvollen Ganzen zusammenknüpfen soll.

Diese Aufgabe würde eigentlich den Geistes- und Kulturwissenschaften zukommen, mit ihnen nicht zuletzt der Kunst als einer ganz besonderen Art der Kommunikation, der Wissens-, Gefühls- und Erfahrungsvermittlung. Es gab eine Zeit, als dies noch geleistet wurde, als besagte Felder sich als konstruktiv für die Gesellschaft, nicht als dekonstruktivistisch verstanden, und als auch der Staat seine Aufgabe noch darin sah, den Menschen zu formen, zu einem Träger österreichischer, deutscher, europäischer Kultur. Von der nationalliberalen Turnerbewegung bis zur staatlichen Wehrpflicht, von privaten Lesekreisen bis zum schulischen Literaturkanon, von häuslicher Musik bis zum repräsentativen Nationalmusiktheater, die Hochzüchtung des Menschen ins Kulturelle hinein folgte einer natürlichen Aufwärtsbewegung des Volkslebens. Ja noch in der zweiten Hälfte des



20. Jahrhunderts lässt sich beobachten, wie einfachste Arbeiterfamilien plötzlich bürgerliche Lebensformen ununterscheidbar annehmen. Im hohen Alter trug auch die gewesene Magd plötzlich eine Perlenkette und ging in die *Csárdásfürstin*.

Irgendwie haben wir es fertiggebracht, diesen Prozess umzukehren. Das schie-

re Ausmaß an ahnungslosen Persönlichkeiten in führenden Positionen, die fortlaufende Regression in immer infantilere Muster des gesellschaftlichen Handelns, der sich zuspitzende Verlust eines wie auch immer aussehenden Bildungsverständnisses, all dies erinnert immer mehr an Dystopien, wie sie in Trashfilmen wie *Idiocracy*, gerade auch mit all dem Klamauk, dargestellt sind. Schon Harald Schmidt meinte, er habe seinerzeit noch den *Hamlet* eine ganze Sendung lang komödiantisch auf die Late-Night-Bühne bringen können, aber irgendwann mit solcherlei Späßen aufhören müssen, weil sie niemand mehr verstand. Tittenwitze gingen noch ein paar Jahre länger, diese sind nun aber zensiert.

„Und Zarathustra blieb stehen und dachte nach. Endlich sagte er betrübt: Es ist Alles kleiner geworden! Überall sehe ich niedrigere Thore: wer meiner Art ist, geht da wohl noch hindurch, aber – er muß sich bücken!“

Es sind keine leichten Zeiten für Menschen, die das gebückte Gehen nicht gewohnt sind. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre unseres neuen Reports und weiterhin einen aufrechten Gang!

Ihr Jörg Mayer,
Chefredakteur

Wissen, wer man ist



Muß man nicht jene Künstler aufsuchen, die aus dem Charakter ihrer Seele heraus nachzuspüren vermögen dem wesenhaft Schönen und Edlen, damit unsere Jugend in gesunder Luft wohne und Segen empfangen aus allem und jedem, wo immer ihre Augen und Ohren von den schönen Werken her ein Etwas berührt, wie ein Hauch, der Gesundheit bringt aus heilsamer Gegend und sie von klein auf unvermerkt zu Ähnlichkeit, Liebe und Einklang mit dem schönen Wort bringt?

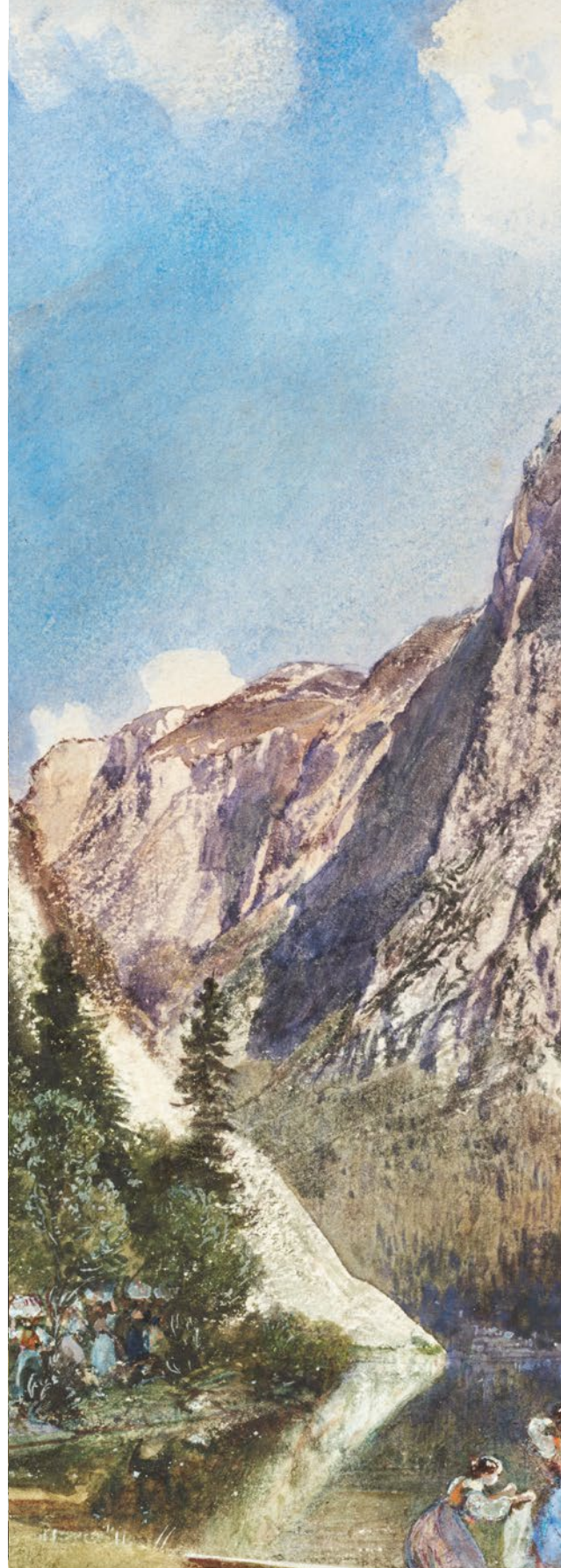
Platon: *Der Staat*

Jeder Künstler weiß, wie fern vom Gefühl des Sichgehen-lassens sein „natürlichster“ Zustand ist, das freie Ordnen, Setzen, Verfügen, Gestalten in den Augenblicken der „Inspiration“ – und wie streng und fein er gerade da tausendfältigen Gesetzen gehorcht, die aller Formulierung durch Begriffe gerade aufgrund ihrer Härte und Bestimmtheit spotten.

Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*

Vor einer Vaterfigur zu zittern liegt heutigen Menschen nicht. Doch ist es unentbehrlich, daß der Traditionsnahmer eine höhere Rangordnungsstellung des Traditionsgabers anerkennt.

Konrad Lorenz: *Die Rückseite des Spiegels*





Theorie

Altaussee See - Trisselwand
Rudolf von Alt, 1839

Reinhard Farkas

Dimensionen unserer Heimat

Worauf sich jedes Kulturhauptstadtprojekt besinnen muss



„Heimat ist das Land, in dem wir jung gewesen sind“, schreibt 1910 der Kunsthistoriker Eugen Gradmann, und Peter Rosegger hält fest: „Darum ist die landschaftliche Natur der Heimat so unvergleichlich schön, weil in ihr die seligsten unserer Stimmungen, die der unschuldigen Kindheit, aufgespeichert ist.“

Die Heimatschutzbewegung hat zwischen Geburtsheimat und Arbeitsheimat unterschieden (Karl Giannoni). Begrifflich aus dem germanischen **haimaz* und dem althochdeutschen *heimuoti* kommend, ist Heimat ein reiches Begriffsfeld. Heimat ist überschaubar und man kann sie beeinflussen – ganz unmittelbar, sieht man sie im bäuerlichen Sinn als Heimat an, die mit Heimathaus, Anwesen und Besitz in Verbindung steht.

Es ist nicht gesagt, dass ein Patriot ein guter Mensch ist. Doch jemandem, der seiner Heimat gleichgültig oder ablehnend gegenübersteht, sollte man mit Vorsicht begegnen. Denn er wird seine Landsleute genauso behandeln wie das Land, das ihn trägt und von dem er lebt. Als Deutsche und Österreicher wurden wir in Kulturen groß, die sich herabsetzen, teils sogar verachten. Ich habe Vertrautheit mit Heimat erst von Schotten und Iren, Walisern und Engländern gelernt. Um sie zu erleben, suche ich in sich ruhende, statische Orte auf wie See und Berg, ich finde Heimat bei alten Bäumen und Burgen, und in Wohnhäusern, die sich eher in die Natur schmiegen statt sie zu verdrängen. Drei Faktoren scheinen mit mir Heimat vor allem verbunden: erstens Sicherheit und Geborgenheit, zweitens Regelmäßigkeit und Vorausberechenbarkeit sowie drittens Wohlbefinden und Heilung. Diese Leitbilder müssen auch jene künstlerischer und kultureller „Projekte“ sein.

Die bei uns tonangebenden globalistischen Eliten allerdings wollen jede Form von Heimat auflösen und alle Menschen zu globalen Wanderern machen, die in beliebigen Smart Cities vegetieren,

„Sex haben“, konsumieren und produzieren. Österreich bedeutet ihnen nicht mehr als ein „Migrationskorridor Europas“ (Le Soir). Für sich selbst haben die Missionare des Nomadentums allerdings geräumige Bauernhöfe adaptiert und rühmen sich, ihre Sprösslinge in Schulen „ohne Ausländer“ schicken zu können.

Mittlerweile befinden wir uns im fortgeschrittenen Stadium einer von diesen Eliten geplanten und immer mehr beschleunigten Infiltration. Die Gefahren für unseren Besitz, unsere körperliche Unversehrtheit, unsere Sicherheit, ja unser Leben steigen. Raubüberfälle, Vergewaltigungen, Verletzungen und Morde greifen um sich.

Hiervon ist umso weniger zu spüren, je weiter man sich im Abseits befindet, „back of beyond“, wie einmal ein Brite meinen Übernachtungsort in der schottischen Gemeinde Strontian beschrieb, in der zuerst jenes weiß-silbrige Metall entdeckt wurde und die so Weltruhm erlangt hat, obwohl sie einsamer nicht gelegen sein könnte. Kommt man „aufs Land“, auf Hügel und Berge, in bäuerliche Landschaften, auf Berge und Seen, gelangt man zu sich selbst zurück.



*Kommt man „aufs Land“, auf Hügel und Berge,
in bäuerliche Landschaften, auf Berge und Seen,
gelangt man zu sich selbst zurück.*



Es gibt außerhalb der großen Städte unendlich viele Räume der Sicherheit und des Friedens, der Harmonie und des Glücks – übrigens ein treibendes Motiv jenes breiten Tourismus, der mit den damals monatelangen biedermeierlichen Sommerfrischen im Alpenland einsetzte.

Ziel der Eliten ist es jedoch, gerade diese seit jeher touristisch besonders geschätzten Regionen mit dem Unrat des Globalismus zu befüllen, ihnen gleichsam die Unschuld zu rauben. Wo selbst die abgebrühtesten Großstädter in Dirndl und Lederhose schlüpfen, gerade dort gilt es, den Geßlerhut einer angeblichen „Weltkultur“ in den Boden zu rammen und eine schon mehrfach aufgegonnene Brühe ein weiteres Mal staunenden Provinzlern zu kredenzen. Genau deswegen hat man ein ebenso regressives wie abgestandenes Spektakel namens „Pudertanz“ Schulkindern mit sardonischem Hohn vorgeführt und in einem Aufwaschen gleich einen heiligen Raum profaniert, die Stadtpfarrkirche Bad Ischl.

Naturräume und Kultur

Alle Kultur beruht auf Natur. Was läge näher, sich in kulturellen Projekten auf sie zu beziehen, sie maleurisch, literarisch oder meinetwegen auch in „Performances“ zu thematisieren: Die österreichische Natur ist schon wegen ihrer kleinkammerigen Struktur, den vielen durch Bergrücken getrennten Tälern etwas Einmaliges, das sich auch in dialektaler Vielfalt spiegelt. Einige ihrer Landschaftsformen möchte ich besonders hervorheben.

Der *Wald* ist als besonders unzugänglicher Landschaftsteil seit jeher Inbegriff des Ursprünglichen. Ausgehend von diesem Topos füllte Peter Rosegger den Begriff „Waldheimat“ mehrfach aus, auch als Chiffre des Steirischen. Bereits in den 1840er-Jahren hat Adalbert Stifter in seiner Erzählung *Der Hochwald* diesen als idyllischen und ewigen Lebensort beschworen, der ganz im Gegensatz zum wirren Treiben außerhalb steht: *„Kein Hauch, keine Ahnung von der Welt draußen dringt herein, und wenn man sieht, wie die prachtvolle Ruhe Tagesreisen weit immer dieselbe, immer ununterbrochen, immer freundlich in Laub und Zweigen hängt, dass das schwächste Gräschen ungestört gedeihen mag, so hat man schwere Mühe, daran zu glauben, dass in der Welt der Menschen schon die vielen Jahre her der Lärm des Krieges und der Zerstörung tobe, wo das kostbarste und kunstreichste Gewächs, das Menschenleben, mit ebensolcher Eil‘ und Leichtfertigkeit zerstört wird, mit welcher Müh‘ und Sorgfalt der Wald die kleinste seiner Blumen hegt und auferziehet.“*

Die *Höhe* wird schon lange bewohnt, beginnend mit strategischen Bedürfnissen der Römerzeit, aber auch des Dunklen Zeitalters, jener gefährvollen Völkerwanderung, die wir heute unbedachter denn je ein zweites Mal erleben. Wer dort oben sitzt oder steht, kann Bedrohungen schon von fern erkennen, so zumindest das genetisch verankerte Konzept. Man ist *w e i t s i c h t i g*. Viele Gasthöfe, Hotels und Berghütten stehen hoch droben, wo die Aussicht und die Luft am besten sind. Ich denke nur an



Wie keltisch ist Österreich?



den Ort Sulzberg im Bregenzerwald, dessen Zentrum auf einem 1000 Meter hohen Plateau angelegt ist.

Auch der *Sattel und Pass* wird bei uns besonders geschätzt. Wer immer durch unser schönes Land tourt, wird genau hier Halt machen und eine kürzere oder längere Rast einlegen, vielleicht auch – so es denn erlaubt ist – für eine Nacht campieren. Es gibt Dutzende dieser reizvollen Kraftorte, vom Stilfserjoch zwischen der Schweiz und Südtirol über den Arlbergpass bis zur Windischen Höhe und Weinebene im Osten. Auf 1500 Meter Seehöhe krönt die Berghütte den Ferlacher Sattel, zwischen dem hochragenden Mittagskogel und der Ferlacher Spitze.

Das Wohnen und Weilen an *Seen* bietet diesen großen Ausblick und ein ganz besonderes Lebensgefühl. Deswegen sind unsere Seeufer, so nicht naturgeschützt, derart dicht bebaut. Wie wundervoll, am Rande des Attersees mit dem vom Ufer ansteigenden Traunstein zu leben, im weltweit gerühmten Hallstatt oder in Altaussee, das die spiegelnde Fläche im Namen trägt und vielleicht deshalb zum beliebten Refugium geworden ist. Ich denke an Bregenz, mit seinen wilden Buchten, in denen man nach Belieben baden und schwimmen kann, mit seinem Bodensee, der den Blick in grenzenlose Weiten eröffnet. Seen schließen nicht ab, ganz im Gegenteil: Sie öffnen den Blick und die Weite, sie verbinden, wie man anhand des Bodensees zu erkennen vermag, oder auch des Neusiedler Sees, der uns mit Ungarn zusammenschließt, auch durch den gemeinsamen Nationalpark.

Bronzezeit bis Spätantike: zu unserer Keltenkultur

Ging es mir im ersten Teil dieses Beitrags um den Raum, so möchte ich in folgendem die Bedeutung der Zeit für jede Kulturarbeit herausstreichen. Zahl-

lose Projekte widmen sich historischen Veränderungen und schlagen Brücken in scheinbar Vergangenes, das sich doch als Gegenwärtiges und jedenfalls *Zutreffendes* erweisen mag.

Wie keltisch ist Österreich? Eine Antwort auf diese Frage kommt nicht am *Halleiner Keltenmuseum* vorbei, das sich Siedlungen, Salzabbau, Webkunst, Haustiere, Keramik, Waffen widmet. Überwiegend sind es Funde vom nahen Dürrnberg, wo in der Eisenzeit Salz gewonnen wurde. Mir fällt ein Bronzehelm auf, der auf jeder Seite um einen Kreis drei Ringe zeigt, dreimal auf jeder Seite. Gefunden wurde er am Pass Lueg, er stammt aus dem 12. Jahrhundert vor der Zeitenwende. Es ist freilich nur eine Kopie, das Original liegt in Salzburg.

Am nahen Dürrnberg zeigt das *Keltendorf Salina* schilfbedeckte Holzhäuser mit Keltenpuppen, allerdings auch die Gelegenheit zu Keltenfesten in Kleidung und mit Handwerk der Eisenzeit. Faszinierend ist die Kopie jener Schnabelkanne, die von keltischen Handwerkern um 400 v. Chr. aus Bronze gefertigt wurde. Mit ihrer figürlichen Verzierung gehört sie zu den schönsten Erzeugnissen des frühkeltischen Kunsthandwerks. Deckplatte, Gefäßmündung, Henkel und Figurenschmuck wurden gegossen, Seitenwände und Bodenplatte sind aus dünnem Bronzeblech getrieben, durch Niete und Lötungen fügte man die einzelnen Teile zusammen. Am Dürrnberg steht eine der Heiligen Maria gewidmete Wallfahrtskirche, an der man schon im 14. Jahrhundert, baute, auf der Bergkuppe gibt es eine Heilquelle.

Ein schönes *Freilichtmuseum Keltendorf* bietet die Gemeinde Mitterkirchen im Machland. Ein emsiger Verein will hier „die Lebenswelt jener Menschen, die vor 2700 Jahren im Machland lebten, wieder lebendig“ machen. Auch die Pinzgauer Gemeinde Uttendorf baut seit 2001 an einem solchen „Kelten-



Sog. "Dürrnberg-Flasche", Figürliches Detail am Griff.
Hallstattperiode, 5./4. Jh. v. Chr., Fundort: Dürrnberg, Fürstengrab



*Die Kirche hat verschiedenste Typen
heiliger Orte geschaffen.*



dorf“. Wir finden ein Haupthaus, ein Webhaus, einen Vorratsspeicher, eine Verhüttungsstätte und eine Töpferei und gewinnen damit Zugang zum „Prä-historischen“. Dort oben, am sogenannten „Stoanabichl“ wurde schon seit der frühen Bronzezeit gesiedelt, und zwar seit etwa 1800 v. Chr. Die eigentlich keltische Periode fällt zwischen das 9. vorchristliche Jahrhundert und die Spätantike.

Auch auf dem Danielsberg, auf fast 1000 Meter im Mölltal gelegen und mit seiner kegelförmigen Erscheinung ein klassischer Frauenberg, ist man sich der Geschichte bewusst. Sie reicht sechs Jahrtausende zurück, als man um eine auf der Bergkuppe entspringenden Quelle lebte, wie ausgegrabene Steinwerkzeuge belegen. Ein prähistorischer Schalenstein verleitet zu allerhand Deutungen. Am Fuß des Hügels ist die keltische Siedlung *Eliomonte* nachweisbar, um die Quelle wird ein Wasserheiligtum verortet. Die Römer brachten den Herkuleskult hierher, die Kirche überschrieb ihn mit der Danielslegende, nicht ohne zugleich auf einen Heiligen zu verweisen, nämlich St. Georg. Dazu passend, werden im rustikalen *Herkuleshof* köstliche Speisen serviert und Zimmer angeboten.

Schon in der Kupferzeit wiederum, im 4. Jahrtausend v. Chr., war der Magdalensberg in Mittelkärnten besiedelt. Die Höhe des Bergs hat heute, in der Nachfolge eines Römertempels, die Filialkirche der heiligen Helena und Maria Magdalena besetzt, mit gotischem Schiff und Wehrturm und einem prachtvollen Marienaltar. In den 1970er-Jahren stieß man bei Grabungsarbeiten im Apsis-Bereich der Kirche auf einen Schacht im Bergfelsen, den Archäologen als ein Kultwasserbecken interpretieren. Auf halber Höhe finden wir den Archäologischen Park des Kärntner Landesmuseums. Er ist auf drei etwa 15 Meter hohen Terrassen angesiedelt, die in den Berg hang gestemmt wurden. Die Wohnbauten, Händlerhäuser und Verwaltungsstätten wurden in frühüber-

scher Zeit teils bis auf die Grundmauern abgetragen, dann entstand eine kasernenartig angelegte Goldschmelze, in der wohl keltische Sklaven schuften durften. Eine Tafel bezeichnet ein Felsenheiligtum, wo einmal eine Quelle entsprungen sein soll. Im *Lapidarium*, einer Sammlung von Stelen, finde ich den keltischen Torques, jenen so kunstvoll gearbeiteten goldenen Halsschmuck, auch Sonnen- wie Mondsymbole.

Der Kärntner Ulrichsberg dagegen ist seit der späten Bronzezeit besiedelt. Auf seinem Gipfel stand einst ein Tempel, erbaut im ersten Jahrhundert, mit einem typisch keltischen Wasserheiligtum: ein der Isis-Noreia gewidmeter Bau, von dem heute nur mehr Grundrisse stehen – ein derartiger Tempel stand auch in der nahen Ortschaft Hohenstein. Der Tempel wurde um 400 n. Chr. zerstört, wohl von jenen, die hier von Virunum heraufzogen und eine erste Kirche erbauten. Seinen heutigen Namen hat der Berg von einer 1485 dem Heiligen Ulrich von Augsburg geweihten Kirche, die 1786 der Blitz traf und von der nur mehr eine düstere Ruine steht. Es gibt ein hohes Heimkehrerkreuz, 1958 errichtet und an Leid erinnernd, zugleich Ausgangsort von Inszenierung und Gegen-Inszenierung.

•
*Die christliche Tradition:
Kirchenland und Klösterreich*
•

Schon aus dem bisher Beschriebenen wird die Bedeutsamkeit christlicher Kultur für Österreich klar. Die Kirche hat verschiedenste Typen heiliger Orte geschaffen, die von zahllosen Kleindenkmälern (Marterln oder Bildstöcken, Säulen und Kapellen) bis hin zu den monumentalen und auf Raumwirkung bedachten Wallfahrtskirchen reichen. Sie sind hierzulande – anders als im protestantischen Nordeuropa oder auf den britischen Inseln – erhalten geblieben.



*Quellen leiten vom heidnischen Wasserkult
zur christlichen Spiritualität über.*



Originell sind uralte Einsiedeleien, die zum Teil bis zum heutigen Tag noch besetzt sind, wie etwa die Einsiedelei am Palfen in Salzburg. Mitte des 16. Jahrhunderts dort ist eine Kapelle erwähnt, im 17. Jahrhundert errichtete die lokale Kreuzbruderschaft eine steinerne Klausur. Ihr Bewohner soll übrigens, so die Legende, Selbstmord begangen haben, und zwar nach der Lektüre eines „verbotenen Buches“ (der Lutherbibel?). Derartige Einsiedeleien sind wie viele Wallfahrtskirchen aus der Gegenreformation heraus zu verstehen.

Wie weit zurück allerdings die Tradition der Wallfahrtsorte reicht, sehen wir am Wallfahrtsort Maria Waldrast, der malerisch in Wald und Feld, am Fuße des 2718 Meter hohen Serles, gelegen ist. Von Mautrei am Brenner führt eine schmale Mautstraße in steilen Serpentinien hier in eine Höhe von 1641 Meter hinauf. Dem heiligen Ort zugrunde liegt eine Quelle, die, schön gefasst, zwischen der Kirche und dem Pfarrhof liegt. Doch nicht nur der uralte Quellkult, sondern auch der Baumkult steht an den Wurzeln des Ortes. Einer Legende zufolge soll am Karsamstag des Jahres 1407 das Bild der Muttergottes in einem hohlen Lärchenstamm entdeckt worden sein. Wie auch immer, die Wallfahrtskirche wurde 1465 eingeweiht, im Barock übernahmen die Serviten ein Kloster, das 1785 unter Josef II. demoliert, jedoch 1844 neu errichtet wurde und heute noch besteht, preiswerte Gastlichkeit anbietend.

Die christliche Sinnfindung steht in engem Zusammenhang mit politischer Identität. Ein Beispiel dafür ist die Geschichte des Wallfahrtsorts St. Gebhard, welcher im Zuge der Gegenreformation aus den Trümmern der Festung Hohenbregenz erschaffen wurde, die uns die Schweden hinterlassen haben. Damit griff man auf einen Heiligen des 10. Jahrhunderts zurück, der aus dem Geschlecht der Udalrichinger stammte und auf Hohenbregenz geboren wurde.

Gebhard ist nach dem Analogieprinzip Patron für eine leichte Entbindung, weil er durch einen Kaiserschnitt zur Welt kam (seine Mutter starb unmittelbar vor seiner Geburt); ferner wird er bei Halsproblemen angerufen. Seit dem 18. Jahrhundert verbreitete sich sein Kult im Raum Bregenz und trat bald in Konkurrenz zu jenem des auch für Tirol zuständigen Heiligen Josef. Eine Landesreform tat ein übriges, und so verknüpfte sich der Heiligenkult mit der Herausbildung des Landesbewusstseins. Eine Statue von St. Gebhard steht übrigens, kaum beachtet, bei jenem Stiegenaufgang, der von der Kirchstraße in jenen uralten Sakralbezirk von Bregenz führt, in dem bis ins 19. Jahrhundert noch ein Schalenstein für Heilzwecke verwendet wurde.

•
*Unsere Quellen
als spirituelle und heilende Orte*
•

Wo fließen Natur und Kultur zusammen? An jenen schönen Orten, die uns mit Wasser versorgen, die uns Gesundheit spenden und deren heilende Wirkungen alte Überlieferungen rühmen? Genau, das sind jene Quellen, die in unserem alpinen Land dermaßen reich gesät sind, um die sich Erzählungen, Legenden und Mythen ranken und deren Nutzung schon in der Römerzeit belegt ist. Wer andere Länder bereist, vermisst den außerordentlichen Reichtum Österreichs an Quellen. Wasser belebt. Euphemistisch könnte man sagen, unsere Kultur sprudelt aus Quellen und entlang von Flüssen und Seen.

Quellen leiten vom heidnischen Wasserkult zur christlichen Spiritualität über, und so finden sich an und über ihnen oftmals kirchliche Bauten, von kleinen Kapellen bis zu ausladenden Barockkirchen. Dies gilt für jenen Sakralbau, der sich über dem Industrieort Rankweil auf einem busenförmigen Frauenberg erhebt. Heute ist die Quelle in einem achteckigen



Österreich bietet mit seinem vielfältigen Naturraum und seiner langen Vorgeschichte endlose materielle und ideelle Anregungen für die Kultur der Gegenwart.



Brunnen gefasst, in dem sich hellgrüne Kastanienblätter spiegeln. Hier wuchsen, im Lauf der Zeit, um 700 eine Kastellkirche, um 1000 ein romanischer Bau, im 15. Jahrhundert eine gotische Kirche, die zuletzt mit barockem Prunk und danach in süblichem Nazarener Stil ausgestaltet wurde.

Unter dem Hemmaberg, erreichbar von Völkermarkt Richtung Süden, in der Nähe von Globasnitz, entspringt in einer Grotte köstliches Quellwasser. Weiter oben wurde eine hölzerne Kapelle gebaut, St. Rosalie gewidmet, die als Einsiedlerin auf dem Monte Pellegrino verortet wird. Dieses Ensemble konstituiert die Rosaliengrotte, die wegen ihres Ambientes und ihrer Aura von Einheimischen, aber auch von slowenischen Pilgern gerne aufgesucht wird.

Zahllose Quellen können medizinische Nutzungen für sich verbuchen und wurden aus gesundheitlichen Gründen aufgesucht, vielfach stehen sie an den Anfängen von Kurorten und Kurlandschaften. Eine radonhaltige Heilquelle entspringt in der Krypta der Katharinenkapelle und steht an den Wurzeln des gesuchten Bad Kleinkirchheim.

Die Erzherzog-Johann-Heilquelle bei Stainz in der Weststeiermark, im Volksmund als „Sauerbrunn“ bekannt, ist seit Keltenzeiten geschätzt, und die römischen Besatzer ließen hier um 300 n. Chr. ein paar Münzen liegen. 1875 wurde die Quelle in einen Brunnenkranz aus weißem Marmor gefasst, der 1878 durch einen Holzpavillon überdacht wurde. 1883 nahm ein Kurhaus mit Restaurant seinen Betrieb auf, dem allgemeinen Boom der Kaltwasserkuranstalten folgend. Im Quellwasser wurden größere Mengen an

Kohlensäure, Calcium, Natrium, Magnesium, Chlor und Kieselsäure entdeckt, kleinere Mengen von Kalium, Eisen, Lithium und Schwefelsäure sowie Spuren von Borsäure, Aluminium, Phosphorsäure und Fluor. Indiziert ist es bei rheumatischen und Kreislauf-erkrankungen, und es unterstützt Verdauung und Blutreinigung.

Epilog

In Bad Goisern wurden im Rahmen des Kulturhauptstadt-Spektakels Geschirr und Kleinmobilar als Bestandteil eines imaginären „Wohnzimmers“ vergraben. Deutlicher könnten die Eliten ihre Verachtung für unsere Kultur gar nicht zeigen. Im Gegensatz dazu muss sich kulturelle Inszenierung auf das konkrete raum-zeitliche Kontinuum unserer Heimat beziehen und soll deren Reichtum veranschaulichen. Österreich bietet mit seinem vielfältigen Naturraum und seiner langen Vorgeschichte endlose materielle und ideelle Anregungen für die Kultur der Gegenwart. Was Kulturarbeit für ein Land tun kann, das zeigt das Wirken des historischen Erzählers Sir Walter Scott. Seine Ballade *The Lay of the last Minstrel* (1805) wird durch folgende Zeilen eingeleitet: „*Breathes there the man / with soul so dead / Who never to himself hath said / This is my own, my native land!*“ Leider gibt es heute derlei tote Seelen. Unabhängig von ihnen gilt es, im Auffinden der Heimat sich selbst zu „pflegen“, wie schon die ursprüngliche und eigentliche Bedeutung des Wortes Kultur nahelegt.

Rudolf Preyer

Ober gegen Unter

Das Kulturhauptstadtjahr zwischen G'scherten und Großkopferten



Im Grunde handelt die Erzählung von der umständlich etikettierten „Kulturhauptstadt Europas – Bad Ischl Salzkammergut 2024“ von der traditionellen und überaus tauglichen Distinktion „die da oben“ gegen „die da unten“. Gemäß dem Wunsch der *European Capitals of Culture* (ECOC), einer Initiative der Europäischen Kommission, soll das heurige Jahr ganz im Eindruck der drei Europäischen Kulturhauptstädte stehen – das sind Bodø in Norwegen, Tartu in Estland und eben Bad Ischl, stellvertretend für die „Kulturhauptstadt-Region“, wie Mercedes Echerer in ihrer Moderation des Eröffnungsabends am 20. Januar 2024 diese bezeichnete.

Erinnern wir uns an die Vorgeschichte, wo es freilich schon nach der Zuerkennung an den „Kurort mit kaiserlicher Vergangenheit“ turbulent zuging. So wurde der im Oktober 2020 als künstlerischer Leiter angetretene Stephan Rabl nach nicht einmal einem halben Jahr von den Gesellschaftern einstimmig „gegangen“. Über Einzelheiten wurde Stillschweigen vereinbart, im Chat-Forum des *Standard* wird ihm etwa „autoritäres Auftreten“ nachgesagt. Auch seine Nachfolgerin in der Intendanz, Elisabeth Schweeger, wurde zwar nicht gerade mit Vorschussvertrauen bedacht („die Großkopferte aus Wien“), als ihre Programmabsichten aber ruchbar wurden, regte sich erst recht regionaler und lokaler Widerstand: „Was die Dame vorhat, hat nichts mit uns zu tun“, so der Succus der Stimmen der „Salzkammergütler“ (Copyright Schweeger), die der Neo-Intendantin nachsagten, sie pauschal als „primitiv und rückständig“ zu verstehen, wie es in einem Kommentar auf *Facebook* heißt. Laut Buchhändler Alexander de Goederen spricht Schweeger pejorativ von den „Eingeborenen“ (siehe *Servus-TV*-Reportage vom 10.1.2024: *Streit im Salzkammergut – Der holprige Weg zur Kulturhaupt-*

stadt). Das Tischtuch war also bald zerschnitten, schlimmere Befürchtungen erfüllten sich bereits im Eröffnungsmonat.

Ein ehrgeiziges Budget

Was die Finanzierung anbetrifft: Laut *Servus-TV*-Reportage erhalte die Betreibergesellschaft KHS 11,1 Millionen Euro vom Bund, dieser Betrag werde auch zusammen von den Bundesländern Oberösterreich und Salzburg aufgebracht. Von der EU wiederum sollen in Summe 4,5 Mio. Euro stammen. An Sponsoring möchte man zumindest 1 Mio. Euro lukrieren, ebenso tragen die 23 teilnehmenden Gemeinden mit dieser Summe bei. In toto will man auf ein Gesamtbudget von 30 Mio. Euro kommen, gesichert seien laut KHS derzeit nur 25 Mio. Euro.

Davon sollen rund 15 Mio. Euro auf das Programmbudget entfallen, der Rest von 10 Mio. Euro werde für Personal, Verwaltung etc. veranschlagt. 50% des Programmbudgets, also 7,5 Mio. Euro, seien für Projekte aus dem Bewerbungsbuch reserviert.

Sprich: Programmatisch ist eine „Quote“ vorgesehen, wonach auf einen inländischen/„dasigen“



Ausstellung *Reise der Bilder* des Lentos Kunstmuseum Linz; das Museum ist im Rahmen der Programmlinie *Macht und Tradition* mit drei Ausstellungen an der Kulturhauptstadt 2024 beteiligt; Photographie von Violetta Wakolbinger, 2024

Künstler bzw. ein heimisches Kollektiv ein ausländischer Künstler bzw. eine auswärtige Gruppe kommt. Doch selbst, wenn Schweeger immerzu darauf besteht, dass sie eine „Europäische Kulturhauptstadt“ verantwortet, fällt einem mit Blick ins Programm auf: Unter den eingeladenen Künstlern sind auch Japaner, Chinesen (Konzeptkünstler Ai Weiwei etwa), Afrikaner usw. Kurzum: Künstler aus der ganzen Welt werden im Laufe dieses Jahres eingeflogen. In diesem Zusammenhang weist der Industrielle Hannes Androsch auf das „exotisch globale Programm“ hin, das eher auf eine „Globale Kulturhauptstadt“ als sonst etwas verweise, aus diesen und anderen Gründen sei er schon vor geraumer Zeit aus dem vorgelagerten Komitee ausgetreten. Schweeger, die voraussichtlich nach dem KHS-Jahr in den Ruhestand treten wird, kontert mit: „Wir müssen lernen, das Fremde zu akzeptieren.“ Und so, weil einige Gemeinden des Äußeren und Inneren Salzkammerguts erst gar nicht zur Teilnahme eingeladen wurden, hat sich mittlerweile mit „Soizkaumabessa“ ein Alternativprogramm herausge-

bildet – ein kulturelles Gegenprogramm quasi für den „Pool der Enttäuschten“.

Diese Selbsthilfe ist nur allzu verständlich, denn Schweeger beantworte Anrufe und E-Mails grundsätzlich nicht, heißt es von vielen Ignorierten. St. Wolfgang seinerseits trumpft mit einer speziellen Veranstaltung auf und zwar mit dem Musical *Wolf – Das Mystical* auf einer eigens errichteten Seebühne. Es erinnert daran, dass der Heilige Wolfgang vor 1.100 Jahren geboren wurde. Das Libretto verfasst der bekannte Literat Franzobel, die Musik komponiert der Südtiroler Gerd Hermann Ortler. Schweeger bleibt süffisant dabei: „Schon kleine Kinder müssen lernen, dass ihnen nicht alle Wünsche erfüllt werden können.“

Kultur als das „neue Salz“

Zum Eröffnungsabend reisten die Landeshauptleute Thomas Stelzer (Oberösterreich) und Christopher Drexler (Steiermark) an, seitens des Bundes Werner Kogler, Vizekanzler und Bundesminister für Kunst, Kultur, Öffentlichen Dienst und Sport, sowie Kunst-



SALTICE – Das Märchen von Salz und Eis, von Ruben Zahra (Musik, Regie) und Susanne Felicitas Wolf (Text);
Eine Kinderoper erzählt mit Papier, Origami-Kunst, Tanz und Musik; Pop-up paper sculpture von Peter Dahmen, 2024

und Kulturstatssekretärin Andrea Mayer. Alle Bad Ischler Kirchenglocken läuteten, rund tausend Stimmen nahmen den Klang auf. Es wirkte so, als würde der gesamte Bad Ischler Kurpark erklingen. Hubert von Goisern bestritt den Anfangsteil der Show – für mich definitiv der einsame Höhepunkt. Seine Jodler-Interpretationen setzte der tausendstimmige Volkschor auf der Bühne und im Publikum fort. Eindrucksvoll und berührend zugleich, ja: zum Weinen schön, bedankt sich Hubert von Goisern abschließend bei „allen, die in der Region leben“ und auch bei den angereisten „Kulturnomaden“.

„Zurückgekehrt ins Salzkammergut“ irritierte darauf die internationale Ikone der LGBTQIA+-Community Conchita Wurst (Thomas Neuwirth ist gebürtiger Gmundner und entstammt einer Gastwirtsfamilie) zuerst in einem schwarzen „Sissi-Abendkleid“, daraufhin sorgte die Choreografin Doris Uhlich mit ihrem Ensemble für gewaltigen Unmut im Publikum. Ihr „Pudertanz“ wirbelt unter dem Motto „Jeder nackte Körper ist schön“ im wahrsten Sinn des Wortes viel Staub auf – eindeutig zweideutig konnotiert,

schütteten sich die Performer auf der offenen Bühne Make-up-Puder über die zuckenden Leiber.

Auf der Social-Media-Plattform X häuften sich in der Folge die Negativ-Kommentare zur Ekel-Darbietung. Ein verbitterter Lokalredakteur postete auf *MeinBezirk.at*: „Hier wird die kulturmarxistische Aufweichung des ländlichen Raumes für ideologische Indoktrinierungsprojekte als Handlungsanleitungen im Sinne der richtigen Gesinnung angestrebt. Bloße Freude am Geschaffenen, am Schönen tritt in den Hintergrund.“ Laut KHS besuchten rund 75.000 Kulturinteressierte das Eröffnungswochenende in Bad Ischl. Welche Auswirkungen hat dieses wohl auf die „innere Kohärenz unserer Gesellschaft“?

.
Am Ende: Aus „unten“ wird „oben“
(und umgekehrt)
.

Was will uns der Künstler damit sagen? Und wer möchte wohl für „diese Kultur“ bezahlen? Liebend gerne wahrscheinlich die extra angereiste „geldige“



*Wer und was wird sich auf lange Sicht als
„oben“ bzw. „unten“ herausstellen?*



Kulturschickeria aus nah und fern. Schauen wir uns ein paar verstörende Kunstprojekte an, die den Bodenständigen ungespitzt in den Magen fahren werden:

Ai Weiwei etwa bietet mit „Resurgent Echoes“ eine „fesselnde Begegnung zwischen dem Marmorschlössl und einem original chinesischen Tempel“, wie es im Programmbuch heißt, dabei sollen „monumentale Tierkreisköpfe“ mit der Kaiservilla „in Austausch treten“. Fast als Drohung ist „Salzkammerqueer“ schon zu verstehen: *„Salzkammerqueer ist im Kulturhauptstadtjahr und darüber hinaus Anlaufstelle und Türöffner für ein neues Verständnis einer LGBTIQ*-Community in der Region.“* Das Kulturhauptstadt-Projekt in Bad Goisern wiederum wird von der Bevölkerung als Steuergeldvernichtung unter dem Deckmantel „Freiheit der Kunst“ verstanden. Im Goiserer Ortszentrum ließ Alfredo Barsuglia ein Wohnzimmer, jawohl: tatsächlich ein komplett ausgestattetes Wohnzimmer, vergraben. Der Künstler wolle damit auf die Wegwerfgesellschaft aufmerksam machen. Dieses Wohnzimmer soll nächstes Jahr, wenn das Kulturhauptstadtjahr längst passé sein wird, ausgegraben werden. Schweeger meint dazu, dass „wir“ ganze Kulturen verschwinden haben lassen, „meist aus politischem Eigensinn“.



Die *Open Water Dialogues* zur Zukunft unseres Wassers haben zum Ziel, Impulse für unser gegenwärtiges Denken und Handeln zu setzen;
Photographie von Elisabeth Spitzer

Was also wollen uns die Künstler damit sagen? Desorientierungen, ja Verstörungen unter neugierigen „normalen“ Kulturinteressierten werden ihnen herzlich egal sein. Wer sich über die üppigen Saläre beschweren möchte, kann gerne beim sprichwörtlichen Salzamt anklopfen. Selbst Touristen, die sich von der „Marke Kulturhauptstadt“ anlocken haben lassen, werden höchstwahrscheinlich grob enttäuscht heimkehren: Links-grüne Großstadtkultur finden sie authentischer zu Hause. Da nennenswerte Investitionen in kulturelle Infrastrukturen ausblieben,

etwa die Renovierung des Lehar-Theaters, das trotzdem bespielt wird, werden im Salzkammergut nachhaltig lediglich die leeren Kassen bleiben.

Überdies lässt sich nur konstatieren: Viele regionale Kulturschaffende fühlen sich von der KHS ausgeschlossen. Bleibt letztlich zu fragen: Wieviel Avantgarde und Urbanität sind in einer Region mit ausgeprägtem Traditions- und Selbstbewusstsein überhaupt sinnvoll? Und folglich: Wer und was wird sich auf lange Sicht als „oben“ bzw. „unten“ herausstellen? Denn klar ist: In den schönen Seen des Salzkammerguts werden Einheimische wie Gäste der-einst noch plantschen, während sich andere schon längst in den „Ruhestand von der Kultur-Szene“ verabschiedet haben.

Gerhard Rihl

Auf in die Sommerfrische!

Der Attersee als sommerlicher Treffpunkt von Künstlern und Intellektuellen



Der Attersee ist heute bekannt als Sommertreffpunkt der Schönen und Reichen. Vor allem in der Zeit der Jahrhundertwende wurde er jedoch neben dem städtischen Bürgertum besonders von Künstlern und Intellektuellen zur Sommerfrische aufgesucht, während das Kaiserhaus und der Adel hingegen vorwiegend die Gegend um Bad Ischl und Bad Aussee frequentierten.

Gustav Mahler verbrachte die Sommermonate in den Jahren 1893 bis 1896 in Steinbach am Attersee, wo er im Gasthof „Zum Höllengebirge“ wohnte. Zur Urlaubsgesellschaft gehörten auch Mahlers Schwestern Justine und Emma, sein Bruder Otto, sowie Natalie Bauer-Lechner, eine Geigerin, die Gustav Mahler aus Hamburg kannte, wo er von 1891 bis 1897 am dortigen Stadttheater Kapellmeister war. Die Gesellschaft bewohnte im Gasthof fünf Zimmer mit Balkonen, dazu gehörten auch noch eine Küche und ein Speisezimmer.

Das Komponierhäuschen, das Mahler sich dort nah am Seeufer bauen ließ – von ihm „Schnützelputzhäusel“ genannt – ist heute ein Museum, nachdem es zwischenzeitlich als Waschküche, Schlachthaus und Sanitäranlage gedient hatte. Die Einrichtung des winzigen Häuschens war auf das Wesentliche reduziert: Sie bestand aus einem Notenpult, einem Tisch und einem Klavier. Der Blick aus dem an jeder Seite mit einem Fenster beziehungsweise einer Glastüre ausgestatteten Häuschen ist dafür umso reichhaltiger: Es steht auf einer Weide, von der aus man den See genauso wie die gesamte Bergkette ringsherum im Blick hat.

Legendär sind die Geschichten um das Ruhebedürfnis Mahlers während der Arbeit. Da rund um das Komponierhäuschen strikte Ruhe herrschen musste, war dort kein Baden im See erwünscht,

noch weniger Ballspiele oder Ähnliches. Die Mittel zur Erreichung des Ziels waren vielfältig: Bitten, Versprechungen, Naschereien oder Spielzeug. Nicht immer allerdings waren sie erfolgreich. Manchmal bewirkten sie das genaue Gegenteil, denn es dauerte nicht lange, und es sprach sich herum, dass um das „Mahler-Häuschen“ ein Ausnahmezustand zu herrschen hatte – zumindest nach Ansicht des Komponisten. Also wurden Störungen auch bewusst geschaffen: Einmal wurde ein Leierkastenmann von dem als Possenreißer bekannten Schauspieler Franz Teweke bezahlt, um in der Nähe des Häuschens zu spielen, nur um von Mahlers Schwester schließlich dafür bezahlt zu werden, damit aufzuhören.

All diese Störungen konnten nicht verhindern, dass Gustav Mahler in seinem Komponierhäuschen in Steinbach Teile seiner Zweiten Symphonie sowie die gesamte Dritte Symphonie schrieb. Der Blick aus seinem Komponierhäuschen dürfte eine wichtige Inspiration gewesen sein, oft wird in der Literatur zu Mahlers Zeit in Steinbach darauf hingewiesen, wie viel der ästhetischen Eigenschaften der dortigen Landschaft sich in seiner Musik widerspiegelt.

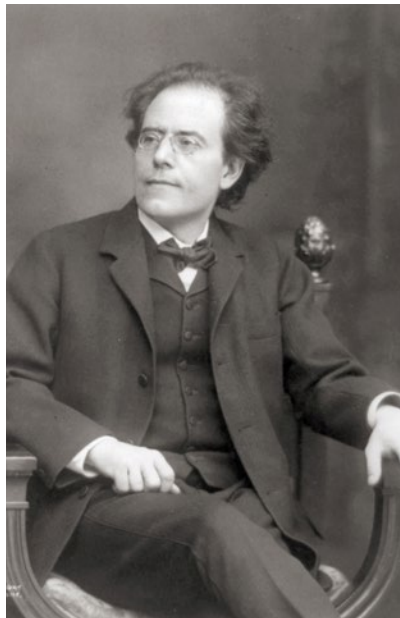
Gustav Mahler war nicht der Einzige, der seine Sommerfrischen-Aufenthalte zur Arbeit nutzte und dabei auch bauliche Einrichtungen dafür schuf. Der Ingenieur und Erfinder der nach ihm benann-



Der Blick aus seinem Komponierhäuschen dürfte eine wichtige Inspiration gewesen sein, oft wird in der Literatur zu Mahlers Zeit in Steinbach darauf hingewiesen, wie viel der ästhetischen Eigenschaften der dortigen Landschaft sich in seiner Musik widerspiegelt.



ten Kaplan-Turbine, Viktor Kaplan, besaß ein Haus in Unterach am Attersee, die Villa Orient am Rochuspoint. Dort hatte er sich auch einen Maschinensaal und sogar ein Wasserkraftwerk errichten lassen. Beides diente Entwicklungen und Verbesserungen im Bereich seiner Turbinentechnik. Während er wenig Kontakt zu anderen Sommerfrischlern hielt, waren viele bekannte Elektrotechniker und Forscher bei ihm zu Gast – diese konnten seine Entwicklungen sogleich vor Ort ausprobieren und mit ihm diskutieren.



Gustav Mahler, 1909

Wer das Technische Museum in Wien kennt, dem wird die davor ausgestellte riesige blaue Turbine geläufig sein. Es handelt sich dabei um eine Kaplan-Turbine. Für die Entwicklung der Wasserkraft als Form der Energiegewinnung, insbesondere für Flusskraftwerke, war die Kaplan-Turbine eine entscheidende Erfindung. Doch nicht nur diese hat Kaplan am Attersee bereits zu seiner Zeit bekannt gemacht, sondern auch seine zwei Affen verhalfen ihm 1933 zu Medieninteresse. Sie waren aus ihrem Käfig ausgebrochen, verwüsteten das Arbeitszimmer des Erfinders und fraßen Banknoten im Wert von 1000 Schilling auf, beziehungsweise an. Die Zeitungen waren begeistert. Interessanterweise war es ausgerechnet die 1000-Schilling-Note, auf

der Viktor Kaplan ab 1961 abgebildet war, bis er 1966 von Bertha von Suttner abgelöst wurde. Genauso viel, wie die Affen gefressen hatten – ein Schelm, wer Böses denkt.

Ein Forscher wiederum, der in seinen Kindertagen zur Sommerfrischen-Gesellschaft am Attersee gehörte, war Wolfgang Pauli, der 1945 den Physik-Nobelpreis erhalten sollte. Dessen Vater, der ebenfalls den Namen Wolfgang trug, heiratete in die Familie Schütz ein, die um 1900 eine Villa in Weißenbach besaß. Das Haus gehörte zu dieser Zeit den Großeltern

Wolfgang Paulis, Bertha und Friedrich Schütz. Sie war Sopranistin, zuerst an der Prager Oper und später an der Wiener Hofoper, er Journalist bei der *Neuen Freien Presse*.

Pauli erhielt den Nobelpreis für das nach ihm benannte Pauli-Prinzip, auch *Paulisches Ausschlussprinzip* genannt, das eine quantenmechanische Erklärung des Aufbaus von Atomen sowie auch größerer Teilchenstrukturen auf Molekularebene darstellt und sogar zentrale Bedeutung für das Verständnis wesentlicher Eigenschaften von Weißen Zwergen und Neutronensternen besitzt.

Nicht verwechselt werden sollte das Pauli-Prinzip mit dem durchaus bekannten Pauli-Effekt. Dieser



Viktor Kaplan besaß ein Haus in Unterach am Attersee, die Villa Orient am Rochuspoint. Dort hatte er sich auch einen Maschinensaal und sogar ein Wasserkraftwerk errichten lassen. Beides diente Entwicklungen und Verbesserungen im Bereich seiner Turbinentechnik.



ist durch Anekdoten überliefert, die besagen, dass experimentelle Apparate in Gegenwart von Pauli ungewöhnlich häufig versagten oder sogar zu Bruch gingen. Darauf basiert das scherzhafte *Zweite Paulische Ausschlussprinzip*, das wie folgt lautet: „Es ist unmöglich, dass sich Wolfgang Pauli und ein funktionierendes Gerät im selben Raum befinden.“ Pauli jedoch war von der objektiven Existenz des Effektes überzeugt. Er brach sogar eine Ferienreise ab, nachdem an seinem Auto ohne erkennbare Ursache ein Schaden auftrat. Auch andere Forscher nahmen den Pauli-Effekt ernst, weswegen Pauli vom Experimentalphysik Otto Stern in Hamburg sogar Labor- und Institutsverbot erhielt.

Wolfgang Paulis Vater war Arzt der Schauspielerin Hedwig Bleibtreu, auch darüber hinaus war die Familie Schütz bzw. Pauli mit ihr in engem Kontakt. Nur wenige Kilometer entfernt besaß sie in Steinbach eine Villa. Bleibtreu – ein Star ihrer Zeit – gehörte 65 Jahre lang zum Ensemble des Burgtheaters und war von 1919 bis 1952 in zahlreichen Filmen zu sehen, unter anderem in *Dreizehn Stühle* und *Der dritte Mann*. Ihre Familie gilt als Schauspielerdynastie, jüngstes Beispiel hierfür ist ihr Urgroßneffe Moritz Bleibtreu.



Viktor Kaplan, undatiert

Hedwig Bleibtreu Mann, Alexander Römpler, selbst auch Schauspieler am Burgtheater, starb früh, er erlebte nicht einmal mehr die Fertigstellung der Villa am Attersee. Im Ersten Weltkrieg wollte Hedwig Bleibtreu, Tochter eines Offiziers, einen patriotischen Beitrag leisten: Nachdem sie schon im August 1914 ihren gesamten Schmuck an die Zentralstelle der Soldatenfürsorge gespendet hatte und monatlich Geldbeträge zur Verfügung stellte, brachte sie Ende desselben Jahres ihre Attersee-Villa in eine Militärstiftung mit dem Namen *Hedwig Bleibtreu'sche Stiftung*

für k. u. k. Offiziere ein. Deren Stiftungszweck bestand darin, erholungsbedürftigen k. u. k. Offizieren freie Unterkunft zu bieten, bei Bedarf konnte diesen auch ständiger Aufenthalt ermöglicht werden. Das Haus von Hedwig Bleibtreu dient noch heute als Urlaubsquartier für Angehörige des Bundesheeres und ihrer Familien.

1926 spielte Bleibtreu im Stummfilm *Jedermann*, einem Film über die Salzburger Festspiele und den *Jedermann*, bei dem Max Reinhardt Regie führte. Der Autor des Stückes sowie auch Mitbegründer der Salzburger Festspiele, Hugo von Hofmannsthal, war ebenfalls häufiger Gast am Attersee, und zwar am Berghof in Unterach. Diesem vis-à-vis gegenüber



Hofmannsthal hatte am Berghof erstmals aus seinem Libretto für den Rosenkavalier gelesen. Er tat dies in einer Runde von Freunden seines Verlegers Samuel Fischer, dem Begründer des S. Fischer Verlages.



befindet sich Schloss Kammer, dessen Mieter Hofmannsthals Kinder, Raimund und Ava, ab 1936 zwei Jahre lang waren.

Hofmannsthal hatte am Berghof erstmals aus seinem Libretto für den *Rosenkavalier* gelesen. Er tat dies in einer Runde von Freunden seines Verlegers Samuel Fischer, dem Begründer des *S. Fischer Verlages*. Dieser hatte in den Jahren 1910 bis 1912 eines der drei Häuser des Berghofes gemietet. Fischers Tochter Brigitte verfasste später ihre Lebenserinnerungen in Buchform, in dem auf sehr romantische und liebevolle Weise vom Haus am Berghof erzählt wird. Darin wird auch über die Besuche von Johannes Brahms berichtet, die allerdings mehr als ein Jahrzehnt vor der Zeit von Hofmannsthals Lesung stattfanden.

Johannes Brahms besuchte den Attersee oft, jedoch nicht für längere Aufenthalte, er selbst pflegte seine Sommer in Ischl und Gmunden zu verbringen. Der Kontakt von Brahms zum Attersee kam über die Industriellenfamilie Faber, die er in Hamburg kennenlernt hatte und zu deren engsten Freunden der Komponist wurde, nachdem er nach Wien gezogen war. Seine Vertonung des Wiener Liedes *Guten Abend, gut' Nacht* unter dem Titel *Wiegenlied* – Brahms' wohl berühmtestes Lied – war eine Widmung an das Ehepaar Faber anlässlich der Geburt dessen zweiten Sohnes. Die Fabers wiederum



Hugo von Hofmannsthal, um 1925

gehörten zum Freundeskreis des Komponisten Ignaz Brüll, dessen Verwandter Eduard Brüll eine der drei Villen am Berghof besaß. Brahms und Ignaz Brüll wurden enge Freunde, sie stellten ihren Freunden sogar die 4. Sinfonie von Brahms vierhändig am Klavier vor – allerdings, so die Anekdote, fiel das Stück im Freundeskreis durch.

Doch war Brahms nicht der einzige, mit dem Brüll gemeinsam gerade erst entstandene und noch nicht öffentlich uraufgeführte Stücke im Vierhänder einem Freundeskreis vorspielte. Gustav Mahler gehörte ebenfalls zu Brülls Freunden, er kam per Fahrrad auf den Berghof um seine neueste Sinfonie gemeinsam mit Brüll vorzutragen. Den Erzählungen der Zeitzeugen nach dürfte er dabei mehr Erfolg gehabt haben als Brahms bei seinen Freunden.

Nicht weit von Gustav Mahlers Sommerfrischen-Wohnsitz, ebenfalls in Steinbach, allerdings Jahrzehnte nach Mahlers Aufhalten, schrieb wiederum Heimito von Doderer im Jahr 1946 die ersten Teile eines Buches, das heute als eines der wichtigsten der österreichischen Literatur gilt: *Die Strudlhofstiege*. Seine Lebenssituation in dieser Zeit war jedoch eine komplett andere als jene von Mahler. Dieser wälzte am Attersee mit seinen Freunden beispielsweise Probleme, wie er Direktor an der Wiener



Unterach am Attersee, Blick über die ehemalige
Villa Todesco am *Berghof* auf die Ortschaft. 1934

1221



*Die Doderers bemalten für ihren Lebensunterhalt
in der Villa in Steinbach Dominosteine mit verschiedenen österreichischen Motiven,
diese wurden vorwiegend an amerikanische Besatzungssoldaten verkauft.*



Hofoper werden könnte – er erhielt die Stelle schließlich. Doderer hingegen – es war kurz nach dem Krieg – lebte laut eigenen Worten in tiefster Not. Die Doderers bemalten für ihren Lebensunterhalt in der Villa in Steinbach Dominosteine mit verschiedenen österreichischen Motiven, diese wurden vorwiegend an amerikanische Besatzungssoldaten verkauft. Doderer war nicht der typische Sommerfrischengast, vielmehr wohnte er von Februar bis Mai 1946 in der Villa seines Onkels Richard von Doderer, da er sich aufgrund seiner NSDAP-Mitgliedschaft zunächst nicht in das teilweise sowjetisch besetzte Wien zurück wagte.

Ein regelmäßiger und langjähriger Sommergast am Attersee war hingegen Gustav Klimt. Er verbrachte von 1900 bis 1916 seine Sommerfrische am Attersee zusammen mit der Modistin Emilie Flöge, einer weiteren bedeutenden Vertreterin der damaligen Kulturwelt. Ein wichtiger Treffpunkt, an dem Klimt verkehrte, war die Villa von Georg Paulick in Seewalchen, in der Größen wie der Schriftsteller Peter Altenberg oder der Maler Carl Moll Gäste waren. Auch Klimt nutzte die Zeit am Attersee,



Heimito von Doderer, 1959

um künstlerisch zu arbeiten – im *Attersee Report Nr. 16* habe ich sein dortiges Schaffen im Artikel *Gustav Klimt am Attersee* thematisiert.

Zu den bekanntesten Bildern aus seinen Aufenthalten am See zählen die Ansichten von Schloss Kammer. Dieses war ein weiterer Treffpunkt der Kulturwelt der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Es gehörte in dieser Zeit Eleonora Mendelssohn, sie stammte aus der Berliner Bankiers- und Künstlerfamilie Mendelssohn und war somit eine Verwandte von Felix Mendelssohn Bartholdy.

Im Schloss verkehrten Stars wie Arturo Toscanini, Marlene Dietrich, Carl Zuckmayer oder Max Pallenberg. Doch nicht nur nationale und internationale Größen waren dort zu Gast, auch einheimische Kunst war vertreten, wie beispielsweise die Innviertler Künstlergilde, die dort Akademien veranstaltete. Heute gehört Schloss Kammer der Olympiasiegerin im Dressurreiten von 1980, Elisabeth „Sissy“ Max-Theurer.

Auch ein heutiger Verein rechter Denker nahm seinen Ursprung am Attersee – wir alle kennen ihn gut.

Literatur:

Thomas Stiegler (Hg.): *Sommerfrische – Kulturgeschichten aus vergangenen Tagen*; Der Leiermann, Grieskirchen, 2022
Marie-Theres Arnbom: *Die Villen vom Attersee – Wenn Häuser Geschichten erzählen*; Amalthea Signum Verlag, Wien, 2018

Sandra Tretter, Peter Weinhäupl: *Gustav Klimt – Sommerfrische am Attersee 1900-1916*; Brandstätter Verlag, Wien, 2012
Erich Bernard, Judith Eiblmayr, Barbara Rosenegger-Bernard, Elisabeth Zimmermann: *Der Attersee – Die Kultur der Sommerfrische*; Brandstätter Verlag, Wien, 2008



*Gustav Klimt im Kittel und Emilie Flöge vor dem Bootshaus in Litzlberg am Attersee,
im Vordergrund Fritz Paulick im Kanu, um 1904*

Norbert Nemeth

Der Adler im Parlament

Die Ausstellung *Gerhard Rihl, Personale 2023*



Seit Oktober letzten Jahres ist im Klubsitzungssaal des Freiheitlichen Parlamentsklubs eine Personale des Künstlers und Werbefachmannes Gerhard Rihl zu sehen. Sie gibt Einblick in das Werk einer beeindruckenden Künstlerpersönlichkeit. Seine Werke verbinden Modernität mit Traditionalität und das auf virtuose Weise. Sie sind zum Teil altmeisterlich gemalt, andere Werke sind in einem malerischen Duktus gehalten, der in Ansätzen als impressionistisch gelten kann. Die inhaltliche Thematik einiger Werke lässt sich eindeutig als konservativ bezeichnen.

Den Lesern unseres Reportes ist Gerhard Rihl vertraut, zumal er seit August 2017 für Bildredaktion und Design verantwortlich zeichnet. Niemand vermag über den Report zu sprechen, ohne über sein großartiges Äußeres zu schwärmen. Die von Gerhard Rihl ausgewählten Bilder verbinden sich mit den Texten stets zu einer Symbiose, was dem Report einen hohen Wiedererkennungswert verleiht. Dazu zählen vor allem der von ihm geschaffene Wal auf der Vorderseite und dessen Flosse auf der Rückseite. Eine Anspielung auf *Moby Dick* und somit auf das Jonas-Gleichnis? Solch ein Hintergrund ist leicht möglich, zumal Gerhard Rihl seine Kunst als Teil einer gelebten Philosophie sieht. Ihm kommt es auf die identitätsstiftende Wirkung von Kultur an. Alleine dadurch hebt er sich von jenen „Künstlern“ ab, denen die Zerstörung des Eigenen im Lichte des Neomarxismus Auftrag und Bestimmung ist.

Zurück ins neueröffnete Parlamentsgebäude: Hier prangen Rihls Werke, als wären sie immer schon da gewesen. Wer sich an ihren Anblick gewöhnt hat,

will sich keinen Raum ohne sie vorstellen. Pure, majestätische Wolkenformationen flankieren die eine Seite der Ausstellung. Die Darstellungsweise ist auf den ersten Blick photorealistisch, erst auf den zweiten Blick bemerkt der Betrachter, dass es sich um Gemälde handelt. Diese getupften Bilder haben etwas Meditatives, da sie ausschließlich Himmel und Wolken zeigen. Vergeblich begibt man sich auf die Suche nach einem Stückchen Land oder gar nach einem von Menschenhand geschaffenen Gegenstand. Hier ist nichts und doch so viel, denn dieser Zyklus besitzt den Namen *Freiheit*. Der Titel verleiht dem Gefühl Ausdruck, das sich beim Betrachten der Wolkenformationen einstellt, denn der Himmel als zentraler Bestandteil einer künstlerischen Arbeit ist im Grunde ein Thema der Romantik. Dieses Thema wird von Rihl hier auf zeitgenössische Weise neu interpretiert. Der Einfluss einer nicht körperlichen „Sache“ auf die eigene Existenz wird für den Betrachter spürbar, weder die Wolke noch die Freiheit kann er angreifen, und dennoch gilt ihm die



Freiheit I.I
Gerhard Rühl, 2023



Abbildung auf gegenüberliegender Seite:
En fleur I,II, Gerhard Rihl, 2022

Abbildung auf nächster Doppelseite: *Der Adler*
oder *Banner des Heiligen Römischen Reiches in Federn*,
Gerhard Rihl, Acrylmalerei auf Holz, 2023



Freiheit als höchstes Gut. Die Bestimmung des Menschen liegt somit jenseits des Materialismus.

Ein weiterer (noch nicht finalisierter) Zyklus heißt *En fleur*. Auch hier sucht man vergebens nach etwas Menschlichem, zumal er die pflanzliche Blüte thematisiert. Dieser Zyklus hat von seinem malerischen Duktus und den Bildinhalten her deutlich impressionistische Züge, wirkt allerdings durch die Kompositorik deutlich moderner: Die Bilder zeigen jeweils Detailausschnitte von blühenden Bäumen, ein Vorder- und Hintergrund ist nur erahnbar. Strukturen, die im Großen gleichmäßig, im Kleinen dynamisch sind, dominieren die Komposition, die beim Publikum außerordentlich gut ankommt.

Von besonderem Interesse sind jene zwei Teile der Ausstellung, die ganz offen konservative Themen zum Inhalt haben: Da ist zum einen die Serie *Stierschädel*. Darunter versteht man Helme, die die Mitglieder schlagender Verbindungen bei der Vorbereitung auf die Mensur verwenden. Rihls Stierschädel sind nicht aus verbogenem Stahl und



Stierschädel I, Gerhard Rihl, 2019

zerfetztem Leder, sondern in perfekter, altmeisterlicher Manier in Künstlertusche gezeichnet. Auch hier tritt das virtuose Spiel der Vereinigung von Traditionalität und Modernität zu Tage: Die Wahl der Objekte ist konservativ, doch die Ästhetik ist trotz der altmeisterlichen Darstellungsweise alles andere als traditionell. Das liegt einerseits daran, dass die Helme durch die Hiebe im Laufe der Jahrzehnte stark zerzaust wurden, andererseits an ihrer Düsterei, die schon im Originalobjekt vorhanden ist, durch die harte Schwarzweißtechnik jedoch noch deut-

lich verstärkt wird. Derzeit sind zwei Arbeiten aus der Serie ausgestellt, eine dritte ist gerade in Arbeit und wird voraussichtlich auf der Finissage präsentiert.

Das Hauptbild der Ausstellung trägt den Titel *Der Adler* oder *Banner des Heiligen Römischen Reiches in Federn*. Es handelt sich dabei um eine zeitgenössische Interpretation des geschichtsträchtigen Motivs des schwarzen Adlers auf goldenem Grund, auch „Kaiserfahne“ genannt. Durch eine ein-









Mehr zu den künstlerischen Arbeiten unter: www.gerhard.rihl.at
 Mehr zur gewerblichen Tätigkeit von Gerhard Rihl unter: www.buero.rihl.at



fache Veränderung, indem nicht nur der Adler, sondern auch die gesamte Umgebung aus Federn besteht – sogar die beiden Heiligenscheine sind aus Pfauenfedern – wird eine Bilddynamik geschaffen, die dem Motiv eine sehr expressive Note gibt. Sie hat gewissermaßen etwas Explosionsartiges. Auch dieses Motiv kann als traditionell und modern zugleich verstanden werden. In diesem Werk kommt Rihls Bedeutung am stärksten zur Geltung. Hier geht es nicht um Brauchtumspflege, sondern hier wird das Feld zeitgenössischer Kultur betreten. Nicht von links, sondern von rechts. In



Stierschädel II, Gerhard Rihl, 2023

einem seiner insgesamt sechzehn Beiträge im Report lässt Rihl uns wissen, dass große Kunstströmungen vor allem Erneuerungen waren: „*Das gilt auch für jene, bei denen Tradition eine wesentliche Rolle gespielt hat. [...] Tradition und Fortschrittsgeist sind also weit besser vereinbar, als viele meinen.*“ Vor diesem Hintergrund sehe ich seinem in Planung befindlichen Projekt über die Heilige Lanze mit ganz besonderer Spannung entgegen.

Der künstlerische Weg führte Rihl zunächst auf die Universität für angewandte Kunst, wo er 1997 das Studium Malerei und Graphik im Studiengang Graphikdesign mit Auszeichnung absolvierte. Durch seine intensive Berufspraxis während des Studiums war er in der Lage, sich recht bald als Graphikdesigner selbstständig zu machen. Einige Jahre später kehrte er für sein Doktoratsstudium im Bereich

Kommunikationstheorie an die Angewandte zurück, das er mit einer wissenschaftlichen Arbeit über Multimedia im Bereich der Kultur- und Wissensvermittlung 2007 abschloss. Es folgte einige Jahre später die Umwandlung des ursprünglichen Graphikdesign-Studios in eine Werbeagentur, die ihre Kunden berät sowie für sie konzipiert und gestaltet.

Gerhard Rihl hat auch eine Laufbahn als Lehrender im Bereich Graphikdesign und Kunst. Diese führte ihn als Lektor unter anderem an die FH Salzburg, die FH Oberösterreich, die Kunstuniversität Linz, die Universität für

angewandte Kunst in Wien sowie als Professor ans Kolleg Multimedia der Graphischen in Wien. Rihl ist Autor mehrerer Bücher zu Kulturthemen, teils im kulturwissenschaftlichen, teils im künstlerisch-essayistischen Bereich, und kann auf zahlreiche Ausstellungen sowie Ausstellungsbeteiligungen im In- und Ausland verweisen. Er ist zu seinem ursprünglichen Schaffen zurückgekommen, das in der Malerei und der Graphik liegt. Wenn er sagt, dass er mit der Ausstellung im Parlament zu seinen Wurzeln zurückgekehrt sei, dann ist damit gemeint, dass er in den ersten Jahren nach dem Magisterium hauptsächlich Medienkunst schuf, dann später, vorwiegend in den 2010er-Jahren, Photokunst produzierte.

So oder so könnte sich der Report keinen besseren *Art Director* wünschen.

Rituale

Von S.Coell



Zweyer und sein Gegenpaukant standen sich regungslos gegenüber. Ihre von den stählernen Mensurbrillen umzäunten Köpfe standen im Fackelschein der Kerzen, als die Sekundanten und der Unparteiische mit Kreide die Mensur, also jenen Abstand, den keiner der Fechter überschreiten durfte, auf den Boden malten. Nach einem Probekommando durchstieß der blecherne Klang der aufeinanderprallenden Hieber den Raum. Gelegentlich zischten helle Funken, die den sich mit voller Wucht kreuzenden Klingen entstammten, der dunklen Decke des Raumes entgegen. Sonst war kein Mucks zu hören, und bald wurde einem jeden am Mensurboden klar, dass Zweyer auch in seiner achtzehnten Partie nicht zu bezwingen war. Bereits im zwölften Gang erklärte die fordernde Partei Abfuhr auf Blutige.

Nicht viel anders erging es dem zweiten Fechter der Brunsvigen. Kaum war die Mensur angeschlagen, rannen Schweiß und Blut über seine Backen, von denen die linke wenige Hiebe später in zwei gleich große Hälften gespalten war. Fundamental war Hennings Zieher eingefahren. Der Brunsvige kassierte ihn, ohne mit der Wimper zu zucken. Weniger heldenhaft präsentierte sich der dritte der Gäste. Seine schlechte Stellung ließ seinen Bundesbrüdern das Blut gefrieren – würde er es packen, den Fechtcomment einzuhalten? Denn nur darauf kam es an, auf die Befolgung des Comments – seinen Bundesbrüdern zu beweisen, dass man sich überwinden und den eigenen Schweinehund besiegen konnte. Aber was war das hier? Kaum hatte der Unparteiische den Paukanten der Brunsvigen, der zitterte wie ein altes Weib, aufgefordert, auf seine Stellung zu achten, begann seine Repost zu hapern, er blieb in der Deckung liegen und zögerte mit dem Herausfechten. Letztlich führte ihn sein Bund ab, um

die Peinlichkeit zu beenden. Die Mensur konnte dem Unglücksraben auf dem anschließenden Mensurconvent nicht genehmigt werden. Anders als bei den Füxen, die sich in der letzten Mensur gegenüberstanden und brav schlugen. Doch auch hier hatte der Brunsvige das Nachsehen und wurde auf Blutige abgeführt. Allerdings stand er wie eine deutsche Eiche im Sturm, als ihm Siegfrieds Klinge den Skalp faschierte.

Nachdem der Unparteiische die letzte Mensur für beendet erklärt hatte, war die gesamte Dresdensia in großer Freude. Alle vier Parteien genehmigt, viermal hatten die Brunsvigen die Abfuhr erklären müssen. Das kam auch beim anschließenden Mensurconvent zum Ausdruck. Die ausgezeichnete Stellung der Dresdensen wurde da ebenso gepriesen wie das schneidige Anfechten und die herrlichen Kombinationen, die der Beweis für das gewissenhafte Einpauken der vergangenen Wochen gewesen waren. „Unsere Hatzmannschaft hat sich prima geschlagen“, brachte es einer der Alten Herren auf den Punkt, „alle viere haben ihre Bewährungsprobe bestanden, besonders freut mich, dass der nullmensurige Siegfried unserem Selektionsmechanismus standgehalten hat.“

Was der Alte nicht aussprach, war der Umstand, dass das schlechte Abschneiden der Brunsvigen jedem Dresdensen eine klammheimliche Freude bereitete. Um das Verhältnis zwischen den beiden Bünden war es nämlich nicht zum Besten bestellt. Warum, wusste keiner so genau, die Aversion war mehr Tradition als Ausfluss eines konkreten Vorfalles. Allerdings stieß sich so mancher Dresdense an der, wie sie es nannten, „Progressivität“ der Brunsvigen, die immer wieder mit seltsamen Ideen auffielen...

(Auszug aus S.Coell: *Hartmut gegen Ahrimann*, ZurZeit-Edition Band 30, W3 Verlag 2018)



Praxis

Mutter mit Kind (Affen)
Gabriel Cornelius Ritter von Max, nach 1900

Gerhard Schlüsselberger

Die Ungleichheit der Menschen

Teil 2: Zu den sozialpsychologischen Aspekten



„Der Mensch ist ein soziales Wesen. Er braucht den Kontakt und den Austausch mit anderen Menschen.“ Dieses Zitat wird dem Begründer der Individualpsychologie, dem Österreicher Alfred Adler, zugeschrieben und drückt wohl das aus, was für die meisten Zeitgenossen ohnehin selbstverständlich ist. Der Einzelne kann ohne die vielen anderen nicht sein, und wenn er einmal doch gezwungen ist, einsam und allein zu bleiben, dann stellen sich alsbald „Entzugserscheinungen“ verschiedenster Art ein.

Für Alfred Adler war die totale Abhängigkeit des Neugeborenen, die sich vor allem, aber nicht nur, in der Beziehung zwischen Mutter und Kind zeigt, fundamental und gleichsam wesensbegründend. Ihm zufolge liegt darin der Ursprung des Gemeinschaftsgefühls eines jeden Menschen, das wiederum als Voraussetzung für weitere wichtige zwischenmenschliche Phänomene wie etwa seelische Gesundheit oder Erziehbarkeit betrachtet werden kann. Insofern ist gemäß seiner Lehre die Entfaltung der individuellen Persönlichkeit nur dann möglich, wenn das Individuum in verschiedene Gemeinschaften eingebettet ist und im sozialen Austausch mit anderen bleibt. In diesem Zusammen-



Dieser Beitrag ist der
2. Teil einer Serie von vier Artikeln.



hang nannte der aus der Schweiz stammende Biologe und Anthropologe Adolf Portmann den Menschen auch eine „physiologische Frühgeburt“. Damit ist gemeint, dass der Mensch aus biologischer Sicht zu früh geboren wird, denn zum Zeitpunkt seiner Geburt verfügt er beispielsweise zwar über seine Sinnesorgane und seinen Bewegungsapparat, viele andere notwendige „Systeme“ sind jedoch noch unterentwickelt und nicht „einsatzbereit“. Dies führt zur völligen Hilflosigkeit des Neugeborenen, der man, zumindest in diesem ersten Lebensabschnitt, mittels einer „Totalversorgung“ entgegenwirken muss. Laut Portmann macht dies den Menschen zu einem „sekundären Nesthocker“, der maßgebliche Entwicklungsprozesse in einem sozialen Umfeld nachholen muss und daher grundlegend sowie substanziell von diesem geprägt wird. Mit anderen Worten stellt er ein „Mängelwesen“ dar, das darauf angewiesen ist, gerade am Anfang seines Lebens von anderen versorgt zu werden und zu lernen.

Diese wesensbestimmende Offenheit, die notwendig ist, um etwa neue Verhaltensweisen zu lernen, bislang unbekannte Herausforderungen zu bestehen, sich ungewohnten Situationen anzupassen usw., schlägt nun die Brücke zur Psychologie. Denn diese Wissenschaft beschäftigt sich grundlegend mit dem menschlichen Verhalten und ist vor allem empirische Wissenschaft, umfasst in ihrer gesamten Fülle aber auch geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen. So beschäftigt sich die Sozialpsychologie unter anderem mit der Frage, wie das Verhalten eines einzelnen Menschen durch seine sozialen Beziehungen beeinflusst wird. Ausgangspunkt dafür ist zunächst die soziale Gruppe, die gemäß der weithin anerkannten Definition von Henri Tajfel eine *„Ansammlung von Individuen [ist], die sich selbst als Mitglieder der gleichen sozialen Kategorie wahrnehmen, einen emotionalen Bezug zu dieser gemeinsamen Selbst-*

einordnung aufweisen und ein gewisses Maß an sozialem Konsens über die Beurteilung der Gruppe und ihre Mitgliedschaft darin erlangen.“

Tajfel wurde zum Beispiel für seine Forschungsarbeiten zum sogenannten „Minimalgruppenparadigma“ bekannt, das kurz zusammengefasst besagt, dass Personen ihre jeweils eigenen Gruppen bevorzugt behandeln. Dieser Effekt lässt sich sogar dann experimentell nachweisen, wenn die Versuchspersonen sich untereinander nicht kennen, die Zuordnung zu den Gruppen nach dem Zufallsprinzip erfolgt und die Manifestation der Gruppen ausschließlich „im Kopf“ der jeweiligen Versuchspersonen (also rein kognitiv) erfolgt, daher auch die Bezeichnung „minimal“. Aus diesen und einigen anderen Erkenntnissen leitete Tajfel gemeinsam mit seinem Kollegen Turner die Theorie der sozialen Identität ab, die auf drei wesentlichen Grundannahmen beruht: Zunächst trachten Individuen danach, eine positive Selbsteinschätzung entweder zu erhalten oder diese zu steigern. Weiters ist die Mitgliedschaft in verschiedensten Gruppen ein wichtiger Teil dieser Selbsteinschätzung, weshalb auch der Bewertung dieser Gruppenmitgliedschaften große Bedeutung zukommt. Schließlich erfolgt die Bewertung der einzelnen Gruppenmitgliedschaften durch Vergleiche mit anderen Gruppen, in denen das Individuum selbst nicht Mitglied ist. Je nachdem, wie diese Vergleiche ausfallen, fällt oder sinkt die eigene Reputation.

Die Tatsache, dass jeder Mensch Gruppen zunächst für sein Überleben und in weiterer Folge für sein ganz alltägliches Fortkommen benötigt, ist wohl unbestritten. Die Frage allerdings, warum der Mensch Gruppen bildet und welche Mechanismen dabei wirken, ist damit noch nicht beantwortet. Dafür bietet die Sozialpsychologie unterschiedliche Theorien an, von denen drei gängige näher vorgestellt werden. Die soziobiologische Auffassung ist,



Der 1. Teil stellte in der letzten Ausgabe
die Humanethologie vor.



dass jeder Mensch ein angeborenes Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu Gruppen hat und dieses Verlangen daher eine menschliche Universalie darstellt. Die Fachliteratur (hierzu und zu den folgenden Textauszügen: Klaus Jonas, Wolfgang Stroebe, Miles Hewstone (Hrsg.): *Sozialpsychologie*, Berlin 2014) schreibt dazu: *„Diese Prädisposition des Menschen, positive, starke und stabile Beziehungen zu anderen aufzubauen und aufrechtzuerhalten, wird als Bedürfnis nach Zugehörigkeit bezeichnet. [...] Tatsächlich deuten empirische Befunde darauf hin, dass die Tendenz zur Gruppenbildung über alle Kulturen und Situationen hinweg zu finden ist; das ist ein Hinweis darauf, dass diese Tendenz aus der Evolution resultiert.“*

Im Unterschied dazu geht die kognitive Auffassung davon aus, dass das Individuum Gruppen benötigt, um die jeweilige Lebenswelt besser zu verstehen und Leitlinien für situationsadäquates Verhalten zu erhalten: *„Nach anderen Personen richten sich Menschen vor allem bei Überzeugungen, die nicht an der physikalischen Realität überprüft werden können (z.B. bei Vorlieben). [...] In diesen Theorien wird postuliert, dass es hilft, die Unsicherheit zu reduzieren und unserer Welt einen Sinn zu geben, wenn man sich selbst und andere als Mitglieder von Gruppen ansieht. Als Mitglied einer Gruppe bekommt man oft Leitlinien dafür, wie man sich zu verhalten hat und wie man denken sollte.“*

Und schließlich argumentiert die utilitaristische Auffassung, dass Gruppen dem Individuum zahlreiche Vorteile bieten und ihn erst in die Lage versetzen, seine Bedürfnisse zu befriedigen: *„Es wird angenommen, dass soziale Beziehungen oft die Form von Austauschprozessen annehmen. Zu diesen Austauschprozessen gehören beispielsweise der Austausch materieller Güter (z.B. leiht man sich Werkzeug aus oder verkauft einen Wagen) oder*

interpersonelle Hilfe (man hilft z.B. einem Freund beim Umzug), aber auch psychologische ‚Güter‘ wie Liebe, Freundschaft oder Zustimmung.“

Man kann an dieser Stelle festhalten, dass viele der Gründe, die Menschen dazu bewegen Gruppen zu bilden, direkt aus der menschlichen Natur entspringen und daher ohne eine bewusste Entscheidung des Einzelnen lebensbestimmende Auswirkungen nach sich ziehen. Aufgrund dieser gravierenden und umfassenden Konsequenzen rückt die Frage nach Genese und Kohäsion menschlicher Gemeinschaften in den Vordergrund, also wie es zur Bildung von Gruppen kommt und welche Mechanismen dafür sorgen, dass eine bereits konstituierte Gruppe über den Verlauf der Zeit bestehen bleibt. Entstehungsprozesse basieren hier normalerweise auf einem Ähnlichkeitskriterium, das quasi als unhintergebares „Elementarteilchen“ fungiert und die Mitglieder wie ein Magnet anzieht. Diese zentripetale Kraft kann sehr unterschiedlich ausgestaltet sein, oftmals handelt es sich dabei um gemeinschaftlich verfolgte Interessen, übereinstimmende Merkmale, geteilte Vorlieben usw. Auf den Punkt gebracht, geht es hier weniger um den konkreten Inhalt, wie etwa das Interesse am gemeinsamen Wirtschaften oder die Vorliebe für Fußball, sondern um die Wirkung, die das Ähnlichkeitskriterium auf die Individuen hat: Was tatsächlich oder auch nur eingebildet allen bezughabenden Personen gemeinsam ist und sich in dem Ähnlichkeitskriterium manifestiert, bewirkt das Entstehen der Gruppe. Hat sich diese erst einmal konsolidiert, etablieren sich üblicherweise interne Normen, die das Verhalten der Mitglieder regulieren. Die Theorie der sozialen Normen versteht darunter folgendes:

„Gruppennormen sind Überzeugungssysteme dazu, wie man sich verhalten sollte (bzw. nicht verhalten sollte); sie lenken das Verhalten, aber ohne



Der 3. Teil dieser Serie wird sich mit der Soziologie zum Thema befassen.



die Geltungskraft von Gesetzen, und sie bringen die gemeinsamen Erwartungen der Gruppenmitglieder zu typischen oder erwünschten Verhaltensweisen zum Ausdruck. [...] Normen dienen als Leitlinien für Einstellungen und Verhalten, und auf diese Weise haben sie eine wichtige regulierende Funktion. Gruppenmitglieder neigen dazu, sich konform zu den Gruppennormen zu verhalten (also im Einklang mit den Gruppennormen zu denken und zu handeln). Dies geschieht aus zwei Gründen: Entweder wurden die Gruppennormen internalisiert, d.h. sie sind zu einem Teil des Überzeugungs- und Wertesystems eines Individuums geworden, oder den Gruppennormen wird durch die (vorweggenommene) Reaktion anderer Gruppenmitglieder auf normatives oder nicht-normatives Verhalten Geltung verschafft.“

Ein weiterer Effekt dieser „Überzeugungssysteme“ ist, dass die Funktionalität erhöht wird, wodurch das Gruppenleben auch reibungsloser vor sich geht. Darüber hinaus wird das Verhalten der einzelnen Mitglieder vorherseh- und voraussagbarer, was im Hinblick auf die Einstellung und Erwartungshaltung der jeweils anderen wichtig ist. Weiters entstehen im Regelfall verschiedene Rollen und Positionen, die mit unterschiedlichen Aufgaben, Funktionen und Erwartungshaltungen belegt werden. Diese Vorgänge und Entwicklungen sind freilich immer auch von der Größe der Gruppe abhängig. Hat sich die Gruppe nun aber als eigenständige Entität erst einmal behauptet und haben sich die gruppeninternen Normen entsprechend gefestigt, beginnt jedes neue



Mitglieder der Bruderschaft der Scuola dei Mercanti, Domenico Tintoretto, 1591

Mitglied seine Mitgliedschaft typischerweise mit der Phase der Sozialisation.

In dieser Phase steht das Bestreben im Vordergrund, das neue Mitglied zu assimilieren, damit es im Idealfall alle wesentlichen Einstellungen und Verhaltensweisen internalisiert und zukünftig von sich aus beachten wird. Klarerweise erfährt es dabei ein erhöhtes Ausmaß an Aufmerksamkeit und Zuwendung, und zwar so lange, bis es als vollwertiges Mitglied akzeptiert und behandelt werden kann. Diese Phase stellt freilich keine

Einbahn dar, denn auch das neue Mitglied wirkt auf die Gruppe zurück und versucht – bewusst oder unbewusst – diese zu beeinflussen. Üblicherweise kann man aber davon ausgehen, dass sich der „Neue“ an die „Alteingesessenen“ angleichen wird und nicht umgekehrt. Die Fachwelt drückt dies so aus: „So versucht die Gruppe, das Mitglied zu assimilieren, damit es den Erwartungen der Gruppe entspricht. Sozialisation ist jedoch keine Einbahnstraße, und die neuen Mitglieder werden auch versuchen, die Gruppe so zu beeinflussen, dass die Bedürfnisse des Mitglieds optimal befriedigt werden. [...] Dennoch werden sich neue Mitglieder gewöhnlich an die Normen und Bräuche der Gruppe anpassen (und nicht umgekehrt).“

Ist das Mitglied in zufriedenstellendem Ausmaß sozialisiert worden, stellen sich für das Gruppenleben zahlreiche positive Effekte ein, von denen zwei besonders hervorgehoben werden sollen: Einerseits ergibt sich daraus jenes Minimum an Konformität, welches notwendig ist, um die Funktionalität der



Der 4. Teil wird die Frage nach
den gesellschaftlichen Konsequenzen stellen.



Gruppe nach innen und außen zu gewährleisten. Andererseits folgt aus der emotionalen Bindung des Individuums an die Gruppe sowie dem damit eng in Zusammenhang stehenden Wunsch, ein „gutes“ Mitglied zu sein, die Angst vor sozialer Missbilligung. Im schlimmsten Fall manifestiert sich diese im sozialen Ausschluss, der mitunter weitreichende Folgen für das Gruppenmitglied hat: *„In manchen Fällen kann die Gruppe ein Mitglied ausschließen, was möglicherweise eine recht schmerzliche Erfahrung ist. Beispielsweise könnte ein Angestellter entlassen oder ein Kirchenmitglied könnte exkommuniziert werden. In der Forschung zeigte sich, dass sozialer Ausschluss aus Gruppen enorm negative Auswirkungen auf die ausgeschlossenen Mitglieder hat. [...] Williams (2001) führt zahlreiche empirische Belege für die Macht des sozialen Ausschlusses an. Mithilfe des Ballspiels (und anderer Situationen) zeigte er, dass sozialer Ausschluss schwerwiegende negative Stimmungen und Ärger hervorruft sowie zu geringeren Einstufungen für Zugehörigkeit und Selbstwertgefühl führt. Ferner fanden Eisenberger, Lieberman und Williams (2003), dass Ausschluss buchstäblich eine Form ‚sozialer Schmerzen‘ darstellt.“*

Summa summarum zeigen die dargestellten Ergebnisse aus der Sozialpsychologie ein relativ klares und konsistentes Bild: Die allgemeine Verhaltenstendenz des Menschen, seine Wahrnehmungen von der ihn umgebenden Umwelt zu ordnen und zu strukturieren, drückt sich zunächst im Vorgang des Katego-



Die Nase (Spielfilm, Russland),
Sergei Alexandrowitsch Alimow, 1998/2001

risierens aus. Mit anderen Worten werden die verschiedensten Dinge, Objekte, Menschen usw. voneinander unterschieden, klassifiziert und in Gruppen eingeteilt. Bezieht sich dieser Prozess auf seine zwischenmenschliche Umwelt, spricht man üblicherweise von sozialer Kategorisierung und meint damit, dass auch wahrgenommene Menschen, oftmals aufgrund ihrer äußeren Merkmale, kategorisiert und bestimmten Gruppen zugeordnet werden. Diese kognitiven Vorgänge sind basal und für die Bewältigung unser aller Alltag unbedingt erforderlich. Weiters laufen sie oftmals automatisch, spontan und unwillentlich ab. Dennoch (oder gerade deswegen) haben sie einen überaus großen Einfluss auf die Bewertung und Beurteilung der jeweils anderen Gruppen, zumal es eine eindeutige Tendenz bei dieser Bewertung gibt: die Eigengruppe ist besser. Dafür ist es nicht einmal erforderlich, dass zwischen Eigen- und Fremdgruppe ein Konflikt oder ein Wettbewerbsverhältnis besteht. Offensichtlich verhält es sich so, dass die eigene soziale Identität, die auch die verschiedenen Gruppenzugehörigkeiten umfasst, nur dann aufrechterhalten werden kann, wenn die Abgrenzung zu anderen Menschen und Gruppen in der beschriebenen Art und Weise erfolgt.

Es erscheint daher auf Basis der hier vorgestellten Erkenntnisse der Sozialpsychologie nur dann als realistisch, die allumfassende Gleichheit der Menschen herzustellen, wenn man in die persönliche Entfaltung und Freiheit der Menschen mittels drastischer Zwangsmaßnahmen eingreifen würde.

Jörg Mayer

Vom Nutzen der Kultur für das Leben

Über das Entlastende, das Erbauliche und das Empfindsame



Kultur ist Gemeinsamkeit und Differenz. Sie ist ein Einschließen und ein Ausschließen, ein Aufschließen ererbter Schatztruhen hier, ein Wegschließen alles dessen dort, das aus der Norm fällt. Sie ist nie etwas Individuelles, denn sie schafft immer eine Gemeinschaft mit anderen Lebenden – oder mit den Toten. Sie verdichtet sich in der Kunst zu vorbildhaften Einzelschöpfungen, aber verbreitert sich von dort in der massenhaften Nachahmung. Sie wächst aus dem Volk und wirkt umgekehrt auf das Volk wieder ein. Sie transzendiert die Materie und ist doch an sie gebunden.

Es scheint eine Eigentümlichkeit unserer Zeit zu sein, dass ihr Geist, nicht satt werdend am Egalitarismus, auf kulturellem Gebiet doch wieder eine erstaunliche Volksverachtung reproduziert. So ist gerne in feiner Abgrenzung von „Kulturschaffenden“ die Rede, als würde diese Aufgabe, Kultur zu schaffen, arbeitsteilig von bestimmten Kreisen für uns unternommen, während wir nur mehr als dankende, staunende, immer wieder herausgeforderte und überforderte Zuschauer mit dabei sind, als Zaungäste gleichsam. Diese Kluft zwischen Produzenten und Konsumenten wird bewusst zugespitzt, wo jene „Kulturschaffenden“ es unternehmen, uns ganz bewusst zu irritieren, zu schockieren, aufzurütteln und vor den Kopf zu stoßen. Dann wird unsere Ablehnung von solcherlei Kunst zum zentralen Aspekt des ganzen Unterfangens, werden die Gefoppten zu den Statisten der Inszenierung, in der sie die Rolle einnehmen dürfen, verstockt und zurückgeblieben zu sein und dafür entsprechend gerüffelt, wenn nicht bemitleidet zu werden.

Es ist eine Paradoxie solcher Produktionsrituale, dass sie einen stillen Konsens über das Schöne,

Wertvolle und Rechte indirekt voll und ganz bejahen. Denn ohne ein natürliches Gefühl dieser Art wäre ja auch die konterkarierende Bezugnahme darauf – indem ja genau all dies für den Schockeffekt nicht geliefert werden soll, sondern das möglichste Gegenteil – gar nicht möglich. Ich kann eben nur solange durch eine Übertretung schockieren, als ich eine Kenntnis des rechten Maßes beim Publikum voraussetzen darf. Und insofern (und das ist die eigentümliche Tragik an all diesen linken Kultureskapaden) ist der linke Mensch selbst ein völlig ungeeigneter Adressat solcher Kunst. Indem jener diese ja bejaht, kann sie an ihm ihren Schockeffekt, dessentwillen sie gemacht wird, gar nicht vollführen. Nur der Empörte ist es, an dem sich die Wirkung zeigt, und im Grunde hat so nur er das Kunsterlebnis, wirklich bewegt worden zu sein.

In diesem Sinne befindet sich der rechte Mensch in einer komfortablen Position. Er kann jede Art von Kunst erfahren und darf sich diese auch zumuten. Sie macht etwas mit ihm, rührt ihn an, und er wird immer etwas dabei empfinden. Für ihn ist Kultur nicht nur das Pikante, Frappante und Choquente,



Amor, Tiziano Vecellio (Tizian), um 1530; Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste Wien
Teil der Ausstellung *Die Reise der Bilder* des Lentos Kunstmuseums, im Rahmen der
Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024



*Stilles Einvernehmen bedeutet
Stabilität und Frieden.*



Schloss am Meer (Mord im Schloss), Arnold Böcklin, 1859; Bundesrepublik Deutschland/Museum Folkwang, Essen; Teil der Ausstellung Die Reise der Bilder des Lentos Kunstmuseums, im Rahmen der Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024

das vom Kulturbruch lebt, auch wenn er das durchaus genießen darf. Er kann sich aber von dort je wieder in jene rechte Natürlichkeit zurückbegeben, in der Kultur der simple Ausdruck allermenschlichsten Daseins ist.

Das Entlastende

Kultur ist nicht nur die hohe Schöpfungsgabe künstlerischen Spezialisten, sondern ein täglicher Umgang, der uns, sind wir ihn einmal gewohnt, wie das Selbstverständlichste der Welt erscheint. Wenn Sie es immer so halten, dass um 12 Uhr Mittag das Essen auf dem Tische steht und eine bestimmte Person des Familienverbandes das Kochen übernimmt, dann ist dies eine Art von Kultur, und sie entlas-

tet jeden einzelnen Tag auf vielfältige Weise. Dies ist uns oft gar nicht bewusst, aber stellen Sie sich vor, Sie leben in einem Familienverband, in dem die sich täglich stellende Frage nach der Hauptmahlzeit nicht zumindest grob geklärt ist. Das bedeutet, dass Sie jeden Tag ein Kommunikationsgeschehen haben, in dem neu verhandelt werden muss: Wer kocht? Was gibt es zu essen? Wer kauft dafür ein?

Nun scheinen diese Fragen nicht besonders problematisch zu sein, aber schon nach 30 Jahren haben Sie diesen Kommunikationsvorgang über 10.000 Male absolvieren müssen. Das Sprechen über zu erledigende Aufgaben ist eine der häufigsten Konfliktquellen, und auch wenn Sie nur in 10% der Fälle eine kleine Verstimmung hatten, bekamen Sie allein dadurch nicht weniger als 1.000 Gelegenhei-



*Wachstum geschieht immer an der Grenze
unserer aktuellen Ressourcen.*



Winterlandschaft, Claes Molenaer, 17. Jahrhundert, OÖ Landes-Kultur GmbH; Teil der Ausstellung Die Reise der Bilder des Lentos Kunstmuseums, im Rahmen der Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024

ten über die Jahre, ein wenig Ressentiment anzusammeln, einen kurzen Streit zu führen oder wenigstens entnervt einige Worte zu wechseln, die das Zusammenleben nicht herzlicher machen. Dieses Prinzip kann man nun aber mit allen Handlungen durchspielen, die sich ritualisieren lassen. Es ist klar: Je weniger Ritualisierung der Fall ist, desto mehr muss täglich immer wieder ausverhandelt werden, und jedes Kommunikationsgeschehen bindet Zeit, Energie und Aufmerksamkeit, und bietet Raum für Missverständnisse.

Und das ist, wie jeder Mensch mit Alltagsverstand weiß, auch gesamtgesellschaftlich der Fall: Stilles Einvernehmen bedeutet Stabilität und Frieden, permanente Aushandlungsprozesse bedeuten jährliche Gesetzesnovellen und nie endende Kämpfe gegen

allerlei Ungerechtigkeiten. Es ist offensichtlich, dass wir nach immer neuen Kulturbrüchen heute auf dem Weg in so eine Multikonfliktgesellschaft sind.

Das Erbauliche

Wachstum geschieht immer an der Grenze unserer aktuellen Ressourcen, auch das ist aber natürlich wahr. Und insofern ist Kultur nicht nur ein Stabilisationssystem für den Alltag, sondern auch ein Fingerzeig, für jeden einzelnen Menschen, zur Sonne hin. Sie weist uns auf das Bessere, das in jedem von uns einwohnend ist. Welche Art Mensch ist es, der es leichtfällt, in einer barock ausgeschmückten Kirche herumzuschreien? Ich bezweifle, dass wir es hier mit simpler Konditionierung zu tun haben, denn



Kein Wunder, dass gerade unter dem Druck christlicher Werturteile sich der so ganz natürliche Reiz der Geschlechter zur amour-passion veredelt hat, die uns in der Dichtung begegnet und die wir tatsächlich zu leben gelernt haben.



auch der einfache Wald hat oft dieselbe, zur Ruhemahnende Wirkung auf uns. Es gibt offensichtlich Kraftorte, in denen wir zu größerer Einkehr gelangen.

Kunst soll den Menschen erheben, soll ihm das Edlere in sich selbst bewusst machen. Wer in einem Großraumbüro, umgeben von lauter kahlen, rechteckigen, sterilen Flächen, im Neonlicht vor sich hinvegetiert, weiß wohl, was ihm diese Lebensumgebung sagen will: Du bist nichts! Du bist ein kleiner Mensch, der in einem effizienten Industriequader seine Tage fristen darf und jederzeit ersetzbar ist. Ganze Stadtviertel sind nach diesem Muster der Lebensfeindlichkeit und Inhumanität entstanden, die sich wie Schuhkartons aneinander klotzen, und die Orte eines gemeinsamen Kultus gibt es oft nur mehr wie kleine Inseln zwischen diesen Menschenlagerhallen. Immerhin bei einem Museumsbesuch kann das Menschlichste noch besichtigt werden, und so dürfen wir von Zeit zu Zeit unsere alten, wegrationalisierten Götter doch noch sehen.

Die Anschläge von manchen Aktivisten auf öffentliche Repräsentationsgebäude oder museal ausgestellte Kunstwerke treffen daher nicht von ungefähr ins Mark unseres Anstandsgefühls. Einen Menschen mit Farbe zu überschütten ist da weit weniger frevlerisch, als etwa ein bedeutendes Gemälde zu zerschneiden, das mehr ist als wir selbst, ja das Heilige in uns allen symbolisiert. Vielleicht ist es daher kein Wunder, dass solche Anschläge immer gegen alte, sozusagen kanonische Kunstwerke verübt werden, nicht aber gegen modernis-

tische Erzeugnisse. Man kann nur schockieren, indem man entweiht, und entweihen kann man nichts, was nicht wehevoll ist – auch hier also die Ironie, dass von progressistischer Seite die klassischen Kunstideale performativ bestätigt werden.

Das Empfindsame

Kultur ist aber umgekehrt auch zuweilen eine Fastenzeit für unsere Sinne. Nicht die Darstellung dessen, was mehr als unser Alltag ist und uns zu Höherem inspiriert, sondern auch eine feinere Zurückhaltung, als sie die Natur gebeut, fällt ihr zu. Manchmal muss, um mit Friedrich Nietzsche zu sprechen, ein Trieb auch in Ketten gelegt werden und hungern lernen, um sich zu reinigen und zu schärfen. Kein Wunder, dass gerade unter dem Druck christlicher Werturteile sich der so ganz natürliche Reiz der Geschlechter zur *amour-passion* veredelt hat, die uns in der Dichtung begegnet und die wir tatsächlich zu leben gelernt haben. Selbst sie wieder zu verlernen, unter dem Einfluss von *Dating-Apps* und einem postmodernen Umfeld voller polyamoröser und offener Partnerschaften, mag den Phantomschmerz der verlorenen Liebesidee nicht stillen.

Und so scheint auch der Krieg gegen die traditionelle Familie nicht nur den Hintergrund zu haben, dass hier die nationale Kraftquelle schlechthin getroffen wird, sondern auch das Ziel, das Individuum in jene existenzielle Traurigkeit zu stürzen, die es zugänglicher macht für jedwedes Substitutionsan-



Dame am Goldfischbassin (Ausschnitt), Lovis Corinth, 1911; Belvedere, Wien
Teil der Ausstellung *Die Reise der Bilder* des Lentos Kunstmuseums, im Rahmen der
Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024



colo, colui, cultus:

1. (be)bauen, bearbeiten, bewirtschaften,
2. (be)wohnen, ansässig sein,
3. (ver)pflügen, schmücken, ausbilden, veredeln, wahren, hochhalten,
4. verehren, anbeten, heilig halten, feiern, schätzen.



gebot. Der Begleitfeldzug gegen die christliche Religion reiht sich hier nahtlos ein, weil er den Menschen in seinem Sein gleich generell für bedeutungslos erklärt. Es ist ein faszinierendes Ritual, wie die typischen Fernsehphysiker dem glotzenden Volk bei jeder Gelegenheit einimpfen, was für ein kleines Nichts der Mensch im riesigen Kosmos doch sei – ganz so, als würden unbelebte Leeren mehr Bedeutung haben als der Funke des Bewusstseins eines erkennen- und fühlenden Wesens. Ein Mensch, der sich als Mittelpunkt der seienden Welt spürt, ist nicht erwünscht in dieser satanischen Dogmatik.



Mädchen mit Strohhut, Friedrich von Amerling, 1835; Liechtenstein. The Princely Collections, Vaduz-Vienna; Teil der Ausstellung *Die Reise der Bilder* des Lentos Kunstmuseums im Rahmen der Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024

Renaissance und Reconquista

Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch. Auch in einer Zeit der großen Verschüttungen sollte man eingedenk bleiben, dass alles sich auch wieder ausgraben lässt. Vieles unserer eigenen Kultur ist auch erst in mühevoller Arbeit wiederentdeckt und so dann neugeformt worden, im Laufe der Jahrhunderte. Als ein Vorbild, dem eine Kulturpolitik der Zukunft nacheifern darf, sei hier J.J.Winckelmann (1717-1768) angeführt, der es, einer ganz armen

Familie entstammend, zum bedeutendsten deutschen Altertumsforscher brachte und der den Deutschen geradezu die griechische Antike erschloss. Man muss sich dabei vergegenwärtigen, wie versunken all dieses Erbe zu seiner Zeit war, wie unzugänglich selbst Kunstwerke, die uns heute als die zentralen Zeugnisse europäischer Kultur gelten. Lessing, Goethe, Schiller und Hölderlin haben auf dem von Winckelmann freigelegten Grunde gebaut.

Dies wird auch, nach einer Zeit versunkenen Ruhens, mit unserer Kultur wieder geschehen, und es wird, gegeben den schnelleren Geschichtslauf unse-

rer Zeit, nicht Jahrhunderte brauchen. Früher oder später wird man auch unser Volkstum wieder entdecken. Man wird unsere schöne Landschaft und ihr mildes Klima rühmen, den inneren Reichtum unserer Kultur und seiner äußeren Formen, unser gutes, altes Maß für das Schöne und Anständige, die Kraft unserer Männer und den Liebreiz unserer Frauen. Lesen Sie die nachfolgenden Passagen aus Winckelmann unter diesem Aspekt!

Sie sind über 250 Jahre alt, aber vielleicht wird schon in 25 Jahren so auch über uns geschrieben werden.

An der Quelle der Schönheit

Von Johann Joachim Winckelmann



Der gute Geschmack, welcher sich mehr und mehr durch die Welt ausbreitet, hat sich anfangen zuerst unter dem Griechischen Himmel zu bilden. Alle Erfindungen fremder Völker kamen gleichsam nur als der erste Saame nach Griechenland, und nahmen eine andere Natur und Gestalt an in dem Lande, welches Minerva, sagt man, vor allen Ländern, wegen der gemäßigten Jahres-Zeiten, die sie hier angetroffen, den Griechen zur Wohnung angewiesen, als ein Land, welches kluge Köpfe hervorbringen würde.

Das schöne Geblüt der Einwohner der mehresten Griechischen Inseln, welches gleichwohl mit so verschiedenen fremden Geblüte vermischt ist, und die vorzüglichsten Reitzungen des schönen Geschlechts daselbst, sonderlich auf der Insel Scios, geben zugleich eine gegründete Muthmaßung von den Schönheiten beyderley Geschlechts unter ihren Vorfahren, die sich rühmeten, ursprünglich, ja älter als der Mond zu seyn.

Die schönsten jungen Leute tanzten unbekleidet auf dem Theater, und Sophocles, der große Sophocles, war der erste, der in seiner Jugend dieses Schauspiel seinen Bürgern machte. Phryne badete sich in den Eleusinischen Spielen vor den Augen aller Griechen, und wurde bey dem Heraussteigen aus dem Wasser den Künstlern das Urbild der Venus Anadyomene.

Wenn also von einigen Künstlern berichtet wird, daß sie wie Praxiteles verfahren, welcher seine Cnidische Venus nach seiner Beyschläferin Cratina gebildet, oder wie andere Mahler, welche die Lais zum

Model der Gracien genommen, so glaube ich, sey es geschehen, ohne Abweichung von gemeldeten allgemeinen grossen Gesetzen der Kunst. Die sinnliche Schönheit gab dem Künstler die schöne Natur; die Idealische Schönheit die erhabenen Züge: von jener nahm er das Menschliche, von dieser das Göttliche.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der Griechischen Meisterstücke ist endlich eine edle Einfalt, und eine stille GröÙe, so wohl in der Stellung als im Ausdruck. So wie die Tiefe des Meers allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, eben so zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bey allen Leidenschaften eine grosse und gesetzte Seele.

Der Pinsel, den der Künstler führt, soll im Verstand getunckt seyn, wie jemand von dem Schreibe-Griffel des Aristoteles gesagt hat. Er soll mehr zu dencken hinterlassen, als was er dem Auge gezeigt, und dieses wird der Künstler erhalten, wenn er seine Gedancken in Allegorien nicht zu verstecken, sondern einzukleiden gelernet hat. Hat er einen Vorwurf, den er selbst gewählt, oder der ihm gegeben worden, welcher dichterisch gemacht, oder zu machen ist, so wird ihn seine Kunst begeistern, und wird Feuer, welches Prometheus den Göttern raubete, in ihm erwecken. Der Kenner wird zu dencken haben, und der bloÙe Liebhaber wird es lernen.

(Zitate aus Winckelmann, Johann Joachim: Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst, Stuttgart: Reclam 2013, Seiten 9, 13, 15, 17, 27 und 49)



Feuilleton

Hugo von Hofmannsthal
undatiert

Ansgar Sonntag

Hugo von Hofmannsthal oder Schönheit ist reaktionär

Kennen Sie Hofmannsthal?

Den Hofmannsthal kennen doch alle! Wirklich?



„Den 21. Juli 1848, vor 06:00 Uhr morgens, verließ ein Streifkommando, die zweite Eskadron von Wallmoden-Kürassieren, Rittmeister Baron Rofrano, mit 107 Reitern das Casino San Alessandro und ritt gegen Mailand.“ Diesen Satz kennen wir doch alle, nicht? Es ist der Beginn von Hofmannsthals „Reitergeschichte“. Und von dieser Geschichte haben wir gelernt oder gelesen, dass sie eine Parodie auf das alte Österreich sei, eine Anklage gegen den Habsburger Unterdrückungsstaat und der Ausdruck zeitgeistiger Antikriegsgesinnung. Passend hierzu wird man sich den Autor als durch diese repressiv-patriarchalische Gesellschaft deprimiert vorstellen.

Diese Auffassung findet sich vor allem bei Interpreten, die vom Italienfeldzug Radetzky's des Jahres 1848 nur die sozusagen grobe Vorstellung besitzen, die dem heutigen demokratisch-sozialistischen Bildungsideal entspricht, Soldaten nur aus pazifistischen Gruselfilmen kennen und noch nie ein Pferd von oben sahen. Die Wirklichkeit dieser Erzählung und ihres Dichters ist eine ganz andere. Wir kennen den Hofmannsthal eben überhaupt nicht mehr.



*Wir kennen ihn nicht so wirklich
und er bleibt uns fremd.*



Man lese den zitierten Satz einmal genau: Eine Eskadron, heute würde man sagen: eine Panzerkompanie, reitet Gefechtsaufklärung, bei der man die Begegnung mit dem Feind sucht. Ort, Zeit und Regiment sind fast im Stil eines Kriegstagesbuchs genau bestimmt. Die Wallmoden-Kürassiere, also das spätere sechste mährische Dragoner-Regiment? Dieses Regiment befand sich im Juli 1848 nicht vor Mailand. Es handelt sich aber um das Regiment Hofmannsthals, in dem er diente, bis man ihn später als Leutnant zum achten galizischen Ulanen-Regiment versetzte.

Die folgenden in der Erzählung geschilderten Berührungen mit dem Feind haben etwas nachlässig Traumwandlerisches: Man jagt einen Trupp Partisanen aus einem Maisfeld, nimmt in einem Schlosspark eine Gruppe Hobbysoldaten gefangen, greift einen Spion auf, erhält Feuer aus einem Friedhof, dessen Mauer man einfach überspringt, um den Feind niederzuhauen – was sich als gar nicht notwendig erweist, denn jener weicht durch die Sakristei aus und flieht in ein nahegelegenes, gewiss anmutiges Wäldchen.

Wohlgemerkt: Es handelt sich um einen Feind, der für nationale Unabhängigkeit, liberale Demokratie und Bürgerrechte kämpft. Und das alles geschieht in der padanischen Ebene unter einem strahlenden Sommerhimmel mit Tiepolowolken, vor den am Horizont eben noch zu ahnenden Alpengipfeln, zwischen Schlössern im Palladiostil und kleinen Barockkirchen. Wir lassen es dahingestellt, ob der damalige Krieg wirklich diesen Charme hatte.

Die Idylle aber ist nicht ganz ungetrübt. Ein Wachtmeister der Eskadron verträgt diesen hellrauschhaften Erfolg nicht. Er versinkt innerlich in Fantasien materieller und sexueller Gier. Am späten Nachmittag, kurz vor einer erneuten Attacke gegen den Feind, weigert er sich daher, ein von ihm erbeutetes, überaus kostbares Reitpferd einfach auszulassen.

Er verweigert den Befehl angesichts des Feindes und vor der Front: *„Der Rittmeister hob mit einer nachlässigen, beinahe gezielten Bewegung den Arm, und indem er die Oberlippe verächtlich heraufziehend bis drei zählte, löste sich schon der Schuss, und der Wachtmeister taumelte, in die Stirn getroffen, zu Boden.“*

Der Offizier handelte nach damaliger Auffassung und dem damaligen Militärstrafgesetzbuch konsequent und – wie wir heute sagen würden – „alternativlos“. Auch für Hofmannsthal ist es eine zutiefst sinnvolle, rettende Tat: die Rettung vor den Ordnung und Schönheit bedrohenden Mächten der Zersetzung. Für ihn und seine Leser des Jahres 1898 sagte die Geschichte, damals, vor zwei Generationen, sei alles ja noch einmal gutgegangen. Und solange die eigene internationale (der Rittmeister trägt einen italienischen Namen) Elite entschlossen handle, sei nichts zu befürchten. Eine aus heutiger Sicht fremde Auffassung, doch nicht ohne Instinkt: Man erinnere sich der militärischen Anfänge von Hitler, Mussolini und Tito.

Wir kennen den Hofmannsthal also wohl nicht so wirklich.

.
1.
.

Wir kennen ihn nicht so wirklich und er bleibt uns fremd. Fremd, weswegen? Um es im Stil Heimito von Doderers zu sagen: *„Sein Schulsack hängt uns halt einfach zu hoch.“* Hofmannsthals Welt, die Frucht einer – gewiss deutlich herbstlichen – Hochkultur, deren Raffinesse, Nuance und Fülle er wie kaum ein anderer zu spiegeln verstand, bleibt den meisten Zeitgenossen nach Jahrzehnten geistig-seelischer Verarmung nur schwer zugänglich.

Die letzten europäischen Jahre vor dem Ersten Weltkrieg werden gern als eine dem Untergang geweihte Zerfallsepoche gesehen, was mit der ge-



*Sein Schulsack hängt uns
halt einfach zu hoch.*



schichtlichen Wirklichkeit wenig zu tun hat. Vielmehr entspringt eine solche Sichtweise marxistisch-eschatologischem Wunschdenken. Verglichen mit heute war es ein Zeitraum, der zu Optimismus und Hoffen mehr als nur Anlass gab, was auch ganz überwiegend dem damaligen Zeitgeist entsprach. Eine Gesellschaft mit einer jungen und gesunden Struktur, die in sich die Kraft und den Willen trug, die zweifellos notwendigen Veränderungen zu vollziehen, geführt von (verglichen mit heute) geradezu brillanten Eliten – mögen sie den Vergleich mit Joseph I. oder Prinz Eugen auch nicht mehr ganz ausgehalten haben. Dass es im Juli 1914 so gründlich danebging, erscheint im Nachhinein als gegen jede Wahrscheinlichkeit gerichtet unglaublich.

So wie es heute unglaublich wirkt, dass es angesichts proletarisch-mittelmäßiger Eliten und kranken Gesellschaften noch nicht ganz danebging. Das heute herrschende linksliterarische Wunschdenken nimmt die Schnitzlerschen Romane als Beschreibung der gesellschaftlichen Wirklichkeit am Vorabend des Krieges, aber wer weiß heute noch, dass es sich um sensationslüsterne Belletristik eines Autors handelte, der vor allem – und das ist legitim – verkaufen wollte. Irgendwie war er auch der Konsalik des alten Wiens. Und ein von Sexualneurosen geplagtes Ehepaar der Wiener Oberschicht, das trotz eines glänzenden äußerlichen Lebensstils sein Leben in den Sand setzt, verkauft sich in Romanen natürlich deutlich besser als ein Paar der Unter- oder Mittelschicht in Knittelfeld, das ohne Sexualneurose mit bescheidenen Mitteln sein Leben dennoch irgendwie auf die Reihe bekommt. Und abgesehen davon nimmt man so eine verschwindend kleine hauptstädtische Minderheit für die Beschreibung der Wirklichkeit der Monarchie: Auf dem Land, in Brengenz, in Schwaz, in Mistelbach oder Krakau hatten die Menschen ein weit bodenständigeres, irdischeres Lebensgefühl.

Hofmannsthals Urgroßvater, Isaak Löw Hofmann, stammte aus Prag. 1792 übersiedelte er nach Wien, um als Direktor der dortigen Niederlassung des Großhandels Herrn Joel Baruch Königswart vorzustehen. Isaak Löw Hofmann starb 1849 im Alter von 90 Jahren als Edler von Hofmannsthal; er hatte zuletzt mehr als 1.000 Arbeiter beschäftigt sowie mehr als 50.000 Heimarbeitern Lohn und Brot gegeben. Er stand der israelitischen Kultusgemeinde vor und schuf die Seidenindustrie der Monarchie. Des Dichters Großvater Augustin Emil von Hofmannsthal heiratete in Mailand Petronilla Antonia von Rhò und trat zum katholischen Glauben über. Der Vater Hugo von Hofmannsthals, Hugo August von Hofmannsthal, war Jurist in der Central-Bodencreditanstalt. Die Mutter, eine geborene Frohleitner, entstammte einer aus dem Bauernstand aufgestiegenen bayrisch-sudetendeutschen Juristenfamilie. Also Prag, Wien, jüdische und katholische, deutsche, slawische, italienische, bäuerliche, bürgerliche und aristokratische Wurzeln.

Weiter wuchs Hofmannsthal im Wien der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts auf: in Jahren, die einen der Gipfel, wenn nicht überhaupt den Gipfel der abendländisch-europäischen Kultur bilden. Gerade heute können wir solche Gipfel von der Talstation aus gut beurteilen. Um nur ein Beispiel, die Musik, herauszugreifen: Das Wien jener Jahre sah noch Wagner, Bruckner und Brahms sowie schon Strauss und Mahler. Wer in der Gesellschaft zeigen wollte, dass er wirklich Bildung- und Geltung besaß, bestellte die Gartenmusik für sein Sommerfest bei Brahms, nach heutiger Kaufkraft gerechnet mutmaßlich zum Preis eines Kleinwagens.

Hofmannsthal besuchte eine der Eliteschulen der Monarchie, das Wiener Akademische Gymnasium. Und so war es ihm wohl unverständlich und im Grunde hat er es sich selbst wohl nie eingestanden, dass es unter seinen Lesern Menschen gäbe, die nicht



*Das Wort,
das anderen Scheidemünze ist,
mir ist's der Bildquell.*



fließend Italienisch, Französisch und Englisch sprechen, die nicht Dante, Corneille und Shakespeare im Original gelesen hätten, leidlich eine Beethovensonate spielen könnten und im Sattel eine gute Figur machten. Eben das erschwerte heute den Zugang zu Hofmannsthal. Ein alter Deutschprofessor meinte einmal zum Autor, der Hofmannsthal sei schon wunderbar, den könne man ihn aber selbst vor dem Abitur mit den Schülern nicht mehr machen – „zu schwierig, viel zu schwierig“.

II.



Ariadne auf Naxos, Libretto:
Hugo von Hofmannsthal, Musik: Richard
Strauss; Salzburger Festspiele 2012

Dieses Bildungsniveau, diese Vertrautheit mit der abendländischen Tradition ließ Hofmannsthal nicht überheblich werden. Für ihn war all das einfach zu selbstverständlich, um auf den Einfall zu kommen, es möchte irgendwo auf der Welt bei irgendjemandem anders sein. Unbewusst setzt er dies also auch bei seinen Lesern voraus. Nur wer selbst seine Sprache, ja seine Gedanken noch in deren höchster Verfeinerung mit einer gewissen nachlässigen Virtuosität und Nonchalance sicher zu handhaben versteht, wird wirklich Zugang zu Hofmannsthal finden. Sein Schulsack hängt für uns einfach ziemlich hoch.

Irgendwann war der junge Hofmannsthal der Fülle der auf ihn einströmenden Assoziationen, Wahrnehmungen und Eindrücke nicht mehr gewachsen. Er musste schöpferisch werden und das teils unfertig, teils banal auf ihn Einstürmende selbst in Form bringen. Er begann als Gymnasiast, Gedichte zu schreiben und lyrische Dramen. „*Das Wort, das anderen Scheidemünze ist, mir ist's der Bildquell*“, schreibt er. Wien horchte auf, Deutschland horch-

te auf und Europa nahm zumindest zur Kenntnis. Ein Jahr vor der Matura begegnet Hofmannsthal Stefan George. Das Treffen füllt (zumindest unter dem Gesichtspunkt einer möglicherweise verborgenen Homosexualität Hofmannsthal's) Bibliotheken. Wirklich wichtig daran ist jedoch, dass Hofmannsthal sich durch George endgültig in seiner Berufung zum Dichter bestätigt sah. Was Sinnlichkeit und Sexualität betrifft, wird Eleonora Duse bei ihrem Gastspiel 1892 in Wien einen weit tieferen Eindruck hinterlassen haben. Dies ist das Welttheater aus Fleisch

und Blut, dem Hofmannsthal als Ideal nachstreben wird, nicht der elitären Selbstbezogenheit eines Stefan George.

Nach der mit Auszeichnung absolvierten Matura belegt Hofmannsthal zuerst vier Semester Jus und besteht die erste Staatsprüfung – überraschenderweise mit mäßiger Begeisterung und durchschnittlichem Erfolg. Er unterbricht sein Studium 1894, um seinen Dienst als Einjährig-Freiwilliger im Dragoner-Regiment Nr. 6 (wie erinnern uns der „Reitergeschichte“) abzuleisten. Freilich passt die Rolle des Kavallerieoffiziers vollkommen in den Stil des Dandys, den Hofmannsthal in diesen Jahren durchaus auszuleben versuchte. Und wieder geht die Sache etwas tiefer: Hofmannsthal wird zum begeisterten Reiter, zum begeisterten Soldaten. Nach dem Militärdienst versucht er es statt mit Jus mit Romanistik. Hier gelangt er bis zur Habilitation, die er dann aber zurückzieht, um nur noch Dichter zu sein. Ein mutiger Entschluss, denn die Familie hatte ihr Vermögen im Börsenkrach von 1873 verloren. Hofmannsthal's



*Hofmannsthals Reichtum,
der ihm ein Luxusleben ermöglicht hätte,
ist eine Legende.*



Reichtum, der ihm ein Luxusleben ermöglicht hätte, ist eine Legende.

Hofmannsthal erkennt, dass das juvenile Kreisen in und um die eigenen Befindlichkeiten (und seien sie noch so ästhetisch) ins Nichts führt. Er wendet sich Gemeinschaft und Staat zu, wie er es nennt: „dem Sozialen“. Die Beziehung zwischen Mann und Frau erscheint nicht als nur subjektive Seelenfreundschaft, sie wird konkretes Kunstwerk, wird als Leben in Form, als Ehe verstanden. Ihn fasziniert kaum noch die Tragödie, die überkommene Formen der Gemeinschaft in Frage stellt.

Er gibt sein Bestes in der Komödie, die lächelnd metaphysisch das Vorhandene bestätigt und erklärt. *Christinas Heimreise*, *Silvia im Stern* und schließlich das Meisterwerk *Der Schwierige*. Doch soll dies alles noch geformter, noch konkreter, noch sinnlich erfahrbarer werden. Die Musik tritt hinzu. Es kommt zur Zusammenarbeit mit Richard Strauss: *Elektra*, *Der Rosenkavalier*, *Ariadne*, *Ägyptische Helena* und *Arabella*. Hier wird die Kunst zum öffentlichen und sozialen Ereignis, zu einer Art modernem Mysterienspiel.

Sieht man Hofmannsthal heute aus der Distanz eines guten Jahrhunderts als den aristokratischen Dichter der altösterreichischen Gesellschaft, galt er damals, sozusagen von innen und aus der Nähe betrachtet, keinesfalls dafür. Lernet-Holenia meinte, Hofmannsthal habe in seiner größten Komödie, in *Der Schwierige*, die alte Oberschicht gründlich verzeichnet, sie zu sehr von außen gesehen, zu sehr nach seinen ureigenen Vorstellungen geformt auf die Bühne gebracht. So ganz daneben mag Lernet-



Elektra, Libretto: Hugo von Hofmannsthal,
Musik: Richard Strauss, Regie: Adolf Rott;
Städtische Oper Berlin, 1952

Holenia damit nicht liegen: Die als Muster der intellektuell-österreichischen Aristokratin gewollte weibliche Hauptfigur, Helene von Altenwyl, hatte ein lebendes Vorbild. Dieses Vorbild stammte sozusagen aus dem Hindenburg-Clan und war damit PreuBin. Überhaupt war Hofmannsthals dezidiert herrenmäßiger Lebensstil stets Gegenstand respektvoll-liebenswürdiger *Médiasance* der ihn im Grunde verehrenden Kollegen. Friedrich Torberg bemerkte zu Lernet-Holenia, er habe den Hofmannsthal einmal im Salzkammergut getroffen, „wie er eine Radtour gemacht hätte“. Um

dann hinzuzufügen: „damals, als das noch vornehm war“. Und Lernet-Holenia erwiderte, auch er habe Hofmannsthal einmal im Winter in einem zu ländlichen Pelz vor dem Burgtheater gesehen, „sehr jungerhaft, denn so hat er sich ja recht gern angezogen“.

Überhaupt will man ihn stets als einen scheitern-den, unglücklichen, zerrissenen, Schwierigen sehen, als nicht geouteten Homosexuellen, als die eigene Identität verleugnenden jüdischen Intellektuellen und zwangsangepassten Außenseiter, als jemanden, dem seine Sprache zerfiel und der keine neue fand. Als ob diese Aufgaben, sich in Liebesdingen, Gesellschaft und Sprache selbst zu finden, nicht einem jeden Menschen zu jeder Zeit gestellt und nicht im Grunde etwas nicht zu Umgehendes, ja sehr Gewöhnliches seien. Erwähnenswert und persönlich wird erst, auf welche Weise ein Mensch diese Aufgaben löst.

Manchen Biographen scheint an Hofmannsthal im Schwerpunkt zu faszinieren, wie schwul oder nicht schwul dieser eigentlich gewesen sei. Näher läge bei einem großen Dichter die Frage, wo sein reli-



Die Frau ohne Schatten, Libretto: Hugo von Hofmannsthal, Musik: Richard Strauss, Regie: Bob Wilson; Pariser Opéra Bastille, 2002

giöser Standpunkt lag, welche Dichter ihn selbst am meisten prägten, wie er zu seiner Frau und seinen Kindern stand. Den Akzent auf eine vermeintliche Homosexualität zu legen, sagt mehr über unsere Zeit, als über Hugo von Hofmannsthal. Wie man es *in sexualibus* nun eigentlich genau macht, hätte bei einem Grandseigneur des 18. Jahrhunderts als belanglose Petitesse gegolten.

Unserer Zeit hingegen scheint so etwas wichtig. Aber wie meinte einmal Heimito von Doderer: „*Je weniger man hat, desto höher muss man es halten*“.

III.

Im Weltkrieg stand Hofmannsthal als Publizist für die Mittelmächte an vorderster Front. Nicht immer ganz glücklich in dem, was er sagt, wahrte er doch weitestgehend Stil- und Gedankenhöhe. Was für ein

Krieg war der Weltkrieg für Hofmannsthal? Für einen Menschen, der sich Frankreich, Italien und England, also der Kultur der Gegner mindestens ebenso eng verbunden fühlte wie dem deutschen Kulturkreis? Für Hofmannsthal führte man den Krieg auf Seiten der Mittelmächte für eine transzendent verstandene Reichsidee: gegen Materialismus, Fortschrittsglauben und die Reduktion des Menschen auf ein luxuriös gehaltenes Haustier, wie er es in den westlichen Demokratien verkörpert sah. Nun: Instinkt hat er schon gehabt.

Die Niederlage 1918 bedeutete für Hofmannsthal auch eine seelische Katastrophe. Die seelischen Wunden, die der Krieg geschlagen habe, meinte er einmal, seien noch übler als der Rest der Verheerungen. Die Welt bedürfe der Therapie. Doch sei die Welt nicht moralisch, sondern mystisch geordnet. Gesellschaftspolitisch ließe sich im Grunde genommen überhaupt



Der Rosenkavalier, Libretto: Hugo von Hofmannsthal, Musik: Richard Strauss; hinter dem Kulissen, Pariser Opéra Palais Garnier, 1973

nichts regeln: Nur das existenzielle Meistern des Einzelschicksals schaffe für jeden eine Verbesserung und lasse ein Leben gelingen. Europa müsse sich selbst finden, das Abendland wieder zu sich kommen, die Irrwege von Aufklärung und französischer Revolution und die daraus geborenen Sozialutopien verlassen. Und dies galt ihm als der eigentliche Auftrag auch der Salzburger Festspiele.

Liest man die zahlreichen Briefe und Essays, mit denen Hugo von Hofmannsthal die Gründung und die folgenden Jahre in Salzburg begleitete, so tritt eine glasklare Konzeption hervor. Salzburg war für Hofmannsthal nicht irgendeine verkehrsgünstig gut gelegene Kulisse. Salzburg, das war der Schnittpunkt von Nord und Süd, von Mediterranem und Mitteleuropa, von Gebirge und Ebene, von Deutschem und Italienischem, von Wasser und Fels, von Slawischem und Ungarischem. Und die souveränen Herren

von Salzburg verstanden es, aus all diesen Zutaten statt multikulturellem Brei ein neues Edelmetall zu schaffen.

Es ist kein Zufall, dass Mozart hier geboren wurde. Natürlich war Salzburg für Hofmannsthal und Strauss eine deutsche Stadt. Aber das Deutsche bedeutete für sie nicht nationale Verengung und Ausgrenzung, deutsch, das war die Synthese, das war all das, was aus der abendländischen Kultur seit Aischylos, Sophokles, Plato, dem Alten Testament, dem Christen- und Römertum und dem Erbe der germanischen Stämme hervorgegangen war. Liest man, was Hugo von Hofmannsthal unter Theater und Musik des deutschen Kulturkreises verstand, so erscheint auch der multikultigste Kulturpolitiker moderner Provenienz als bornierter Kulturspießer. Für Hofmannsthal zählte ein Sophokles, zählte ein Dante, zählte ein Goldoni, zählte ein Racine, ein Molière,



Max Reinhardt auf einer Probe zu *Jedermann* von Hugo von Hofmannsthal, links hinten Louis Rainer als Tod; Salzburger Festspiele, 1930

ein Shakespeare, ein Calderón, ein Lope de Vega problemlos und ohne jede Frage zu dem, was deutsche Kultur ausmacht. Und Strauss antwortete in späteren Jahren Minister Goebbels, der ihn aufforderte, „doch deutscher zu komponieren“, dies sei nicht möglich, da Richard Wagner das alles schon gemacht habe.

Weswegen aber finden solche Festspiele gerade in Salzburg statt? Unter allen Stämmen deutscher Sprache war für Hofmannsthal eben der bayrisch-österreichisch-süddeutsche Stamm der Träger der theatralischen Kultur. Nur durch eine Verortung im Gebiet dieses Stammes schien es ihm möglich, etwas wirklich Lebendiges und Fortlebendes zu schaffen. Er betonte wiederholt, dass seine beiden Mitarbeiter, Richard Strauss und Max Reinhardt, eben diesem Volkstume entstammten. Und von seinem *Jedermann* sagte er, er habe ihn nicht eigentlich geschaffen, sondern diesen Mythos nur wieder auferstehen lassen und dem Volk zurückgegeben. Auch über sein großes Welttheater bemerkte er, er habe nur neu gefasst, was längst dagewesen sei.

Ist Salzburg also für seine Gründer nur ein Ort süddeutsch-katholisch-mediterraner Traditionstränge gewesen? Eine Art permanenter, pragmatisierter Elfenbeinturm unter tatkräftiger Beteiligung der internationalen Haute Volée? Keineswegs. Hofmannsthal bezeichnet seinen *Jedermann* als eminent politisches Stück. Er, der *Jedermann*, und das große Salzburger Welttheater, sollten unmittelbar philosophisch-politisch wirksam werden und zur Heilung der Leiden der Zeit beitragen.

IV.

Hofmannsthal starb im Jahr 1929 75-jährig. Stellt man sich einen Hofmannsthal mit 81 vor: Wie wäre sein weiteres Schicksal verlaufen – mit Starhemberg, unter Dollfuß, unter Schuschnigg und nach dem Anschluss? Gewiss, Berlin hätte ihm angeboten, trotz in Teilen jüdischer Abstammung und trotz der Ehe mit einer Jüdin sich zu arrangieren. Das Streben des Regimes, die kulturellen Größen zu halten, um das in



Jedermann von Hugo von Hofmannsthal; von Eugen Goffriller wird der legendäre Ruf zum Domplatz entsandt; Salzburger Festspiele, 1970

diesem Punkte arg angegriffene Ansehen in der Welt zu heben, hätte ideologische Bedenken zur Seite geschoben.

Aber Hofmannsthal selbst, hätte er es seelisch ertragen, wäre er fähig gewesen mit dem proletarisch Unanständigen zu leben, oder wäre er doch aus Liebe zu Österreich geblieben, da eine Existenz auf anderem Boden ihm einfach undenkbar erschien? Was hätte die Immigration bedeutet: Edeldrehbuchautor in Hollywood oder Konzernredner für die Propaganda der Alliierten wie Thomas Mann – hätte er solches ertragen, ertragen wollen oder hätte er diesen Dingen gegenüber einen gleichermaßen entschiedenen Widerwillen empfunden, wie er ihn bei den Nationalsozialisten gespürt hätte? Es ist wohl nicht zu beurteilen.

Sicher aber wäre er bis zu seinem Tod der erste Nachkriegsintendant der Salzburger Festspiele gewesen. Mit Bertolt Brecht als Chefinspizienten (einem dann gewiss gar nicht so linken Brecht) und Torberg und Lernet-Holenia als Chefdramaturgen – sofern es

gelingen wäre, sich mit den Herren hinsichtlich des Geldes und der Radtour zu verständigen – was die Festspiele am Beginn der 1950er-Jahre gewiss nochmals im Geist ihrer Gründung geprägt hätte, ihnen ein weniger gesellschaftliches, zugleich mehr provozierendes und auch reaktionäres Aussehen gegeben hätte. Doch: Spürte man heute noch etwas davon?

V.

Den Hofmannsthal kennen wir also alle nicht so wirklich. Aber steht er uns fern? Vor fast genau 100 Jahren, am 30 Juli 1923, schrieb er:

„Wenn unsere Epoche eine des Untergangs sein soll – wie Vieles ist doch noch da, unverbraucht, in ursprünglicher Reinheit. Es muss gedacht werden, dass auch das untergehende Rom voll solcher intakter Lebenskeime war – und dass es ein Schicksal gibt, ein von außen herantretendes. Mit diesem Gedanken sind wir schon dort, wo man sich über alles erheben kann.“

Adharas Stimme



Agitation, Nihilismus, Skandalsucht. Wie nicht anders zu erwarten, hat das diesjährige Kulturhauptstadtjahr mit einer eingeplanten Anstößigkeit begonnen. Dass einige mit Puder bestreute nackte Tänzer die Gemüter noch erregen konnten, ist gleichwohl ein wenig erstaunlich, sollte das heimische Kulturpublikum derartiges doch inzwischen lange gewohnt sein. Wahlweise die Darstellung nackter Personen, sexueller Handlungen oder Schauspieler in Uniformen vergangener Diktaturen inklusive der dadurch ausgelösten „Skandale“ sind geradezu integraler Bestandteil moderner Kulturdarstellungen.

Abseits dieser eingepreisten Stürme im Wasserglas bleibt wenig über; nur mühsam wird ein um sich greifender Nihilismus im Kulturbetrieb überdeckt. Während alles Kunst ist und sie in erster Linie der Provokation oder Selbstdarstellung dient, scheint die Ästhetik, das Schöne und Erhebende oder auch das tatsächlich Aufwühlende, weil zum Nachdenken tiefer Anregende, keinen Platz mehr zu haben. Die Faszination kulturellen Schaffens ist der Belanglosigkeit gewichen.

Um diese Leere im Kulturbetrieb zu füllen, greift umso mehr die politische Agitation unter dem Deckmantel „Kunst“ um sich. Ohne Zweifel war Kunst

immer auch politisch, die unzähligen Herrscherportraits und -statuen zeugen davon ebenso wie die Panegyrici und viele andere literarische Werke im Dienste der jeweiligen Machthaber. Der Einfluss der Politik auf die Kultur hat jedoch insofern einen neuen Höhe- bzw. Tiefpunkt erreicht, als sich die heutigen Künstler gar nicht mehr bemühen müssen, ihr Werk als künstlerisch wertvoll aussehen zu lassen. Wenn alles Kunst ist, so ist es auch der Salzkammerqueer-Community-Abend, sind es auch Vorträge über neurechte Gegenkultur in Europa und über antikolonialen Widerstand. Die wichtigsten Themenfelder – Kampf gegen Rechts, Antikolonialismus und LGBTQ+ – sind damit abgedeckt, der Applaus aus den Reihen der eigenen Kulturschickeria ist den Veranstalter sicher.

Angesichts dieser geistigen Leere sollte echte Gegenkultur das Gebot der Stunde sein. Theater-schaffende, Maler und Bildhauer, Literaten und Musiker aus dem weiten Feld der aus dem aktuellen Kulturbetrieb ausgeschlossenen Rechten, Konservativen, Nationalen oder Liberalen sind spärlich gesät. Ein Blick auf die Ursprünge der linken Dominanz in der Kunst zeigt, dass auch diese das Ergebnis langer Aufbauarbeit ist, die im Kleinen ihren Anfang nahm.

Adhara

Impressum



Medieninhaber: Freiheitlicher Arbeitskreis Attersee, Blütenstraße 21/1, A-4040 Linz, Tel.: 0043 732 736426, E-Post: verein@atterseekreis.at · Herausgeber: ParlRat. Mag. Norbert Nemeth · Redaktionelle Gestaltung: Jörg Mayer, B.A. · Art Director, Bildredakteur: Prof. Dr. Gerhard Rihl

Der Attersee Report behandelt Fragen von gesellschaftlicher und politischer Bedeutung. Er ist ein Produkt des Vereins Freiheitlicher Arbeitskreis Attersee. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder und liegen in ihrer Verantwortung. Die Beiträge bewegen sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen der Meinungsfreiheit. Ausführliche Informationen zu unseren Datenschutzbestimmungen finden Sie unter atterseekreis.at/datenschutz.

Bildnachweis (Abkürzungen: (b)=bearbeitet; WCg=Wikimedia Commons, gemeinfrei): S. 1, 3, 5, 48: Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 / Chiharu Shiota / Bildrecht · S. 2: Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 / Motoi Yamamoto / Wolfgang Stadler · S. 4, 6-7: akg-images · S. 11: akg-images / Erich Lessing · S. 16: Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 / Chiharu Shiota / Bildrecht, Wien · S. 17: Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 / Peter Dahmen · S. 18: Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 / Elisabeth Spitzer · S. 20: WCg · S. 21: akg-images · S. 22: akg-images · S. 23: akg-images / brandstaetter images / Austrian Archives · S. 24: Barbara Niggel Radloff creator QS:P170,Q101160721 (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Barbara_Niggel_Radloff,_Heimito_von_Doderer,_1959.jpg), <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode> · S. 25: akg-images / brandstaetter images · S. 27: Gerhard Rihl · S. 28: Gerhard Rihl · S. 29: Gerhard Rihl · S. 30-31: Gerhard Rihl · S. 32: Gerhard Rihl · S. 33: WCg · S. 4, 34-35: akg-images · S. 38: akg-images · S. 39: akg-images · S. 41: Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 / Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste Wien · S. 42: Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 / Museum Folkwang Essen / Artothek / Bundesrepublik Deutschland · S. 43: Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 / OÖ Landes-Kultur GmbH / Land Oberösterreich · S. 45: Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 / Johannes Stoll / Belvedere, Wien · S. 46: Kulturhauptstadt Europas Bad Ischl Salzkammergut 2024 / Liechtenstein. The Princely Collections, Vaduz-Vienna · S. 47: Zde (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Sophocles_340_BC_Plaster_cast_Hostinné_188449.jpg), Kolorierung von Büro Rihl, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode> · S. 4, 48-49: akg-images · S. 52: Luigi Caputo (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Salzburger_Festspiele_2012_-_Ariadne_auf_Naxos.jpg), „Salzburger Festspiele 2012 - Ariadne auf Naxos“, Kolorierung von Büro Rihl, <https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/legalcode> · S. 53: akg-images / Gert Schütz · S. 54: akg-images / Marion Kalter · S. 55: akg-images / Erich Lessing · S. 56: akg-images / Imagno / Österreichisches Theatermuseum · S. 57: WCg / Free Art License · S. 58-59: Pixabay / Myléne2401 · Illustrationen auf S. 1, 58, 60: Büro Rihl



Atterseekreis
frei denken

www.attersee-forum.at

Österreichische Post AG

Sponsoring.Mail

14Z040199 S

Freiheitlicher Arbeitskreis Attersee

Blütenstraße 21/1, 4040 Linz